Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

38. Jahrg. | Scottdale, Pa., 18. August 1915. | No. 33.

Der Mensch denkt

Aber Gott lenkt

Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschont, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken?

Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja, vielmehr, der auch auferweckt ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns, Röm. 8, 31—34.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

All mein Sehnen steht nach dir.

Wie der Regen auf die Au,
Wie aufs dürre Land der Thau,
Fahr' herab, mein Gott, zu mir,
All mein Sehnen steht nach dir!

Der du thronst im ew'gen Licht,
Den die Himmel fassen nicht,
Willst mein Herz doch nicht verschmähen,
Dir's zur Wohnstatt ausersehen!

Freudenlos und friedenleer,
Gramzerrissen, kummerschwer
Hör' nach dir, nach dir mich schrei'n,
Du nur heilst mich du allein!

Komm, eh' ich verschmachten muß,
Komm mit deinem Friedensgruß,
Komm mit deiner Gnade klar;
O, wie heilt sie wunderbar!

Sprich ein Wort! — das arme Herz,
Froh ins Leben wiederkehrt's,
Wie ein Oelbaum wird es grün,
Wie die Lilie muß es blüh'n.

Entwicklung einer Negermission durch anderthalb Jahrhunderte.

Fortsetzung.

Unter den Baptisten, die mit der Wortverkündigung gewaltig vorgingen, befanden sich auch christliche Neger aus Amerika, zwar meist recht unwissende Leute, die nicht einmal lesen konnten und in ihren Vorträgen mit den christlichen Wahrheiten allerlei abergläubische Ideen vermengten, die aber doch auf ihre Weise Christum predigten und durch ihren glühenden Eifer für die Sache des Herrn ganze Scharen von Hörern mit fortrissen. Von Plantage zu Plantage zogen sie, predigten den Sklaven des Nachts und erzählten ihnen von dem Buch der Missionare, in dem Gottes Wort und Willen offenbart sei und das von Jesus, dem Heiland der Welt, und von einem Himmel Kunde bringe, der auch für die Schwarzen bestimmt sei, wenn sie sich nur dem Evangelium zuwendeten. Unter diesen Negern befand sich ein Sklave, der zum Eigentum einer Dame in Kingston gehörte, in Amerika von Baptisten die Taufe empfangen hatte und dann wieder nach Jamaika zurückgekehrt war mit dem festen Vorsatz, seine Mitsklaven auf der Insel mit dem Evangelium von der Erlösung bekannt zu machen, es koste, was es wolle. Dazu sollte ihm reichliche Gelegenheit werden. Seine Herrin stellte ihm einen Hausierschein aus. Mit diesem konnte er nun die Insel durchziehen, einerseits Handel treiben (er war gehalten, seiner Herrin monatlich einen gewissen Anteil am Gewinn zu überlassen), andererseits aber predigen. Und das tat er mit wachsendem Eifer. Er besuchte auf seinen Touren auch öfters die zwei Kirchspiele Manchester und St. Elisabeth, in deren letzterem die Brüderstationen Bogue und Carmel lagen, und predigte auch hier unter großem Zulauf.

Um dieselbe Zeit geschah es, daß auch unsere Missionare in Carmel die Erlaubnis erhielten, auf der einige Meilen entfernten Plantage Peru Gottesdienst zu halten. Und da nun durch die Predigt des Hausierers ein allgemeines Verlangen nach Gottes Wort geweckt worden war, so fanden die Brüder schnell Eingang. Es wurde die weite Umgegend von Carmel bald der Mittelpunkt für ganze Scharen von Negern, die nach dem Lebensbrot für ihre Seele hungerten. Ja bei den Brüdern, — das fühlten die Schwarzen gut, — erhielten sie gesündere und kräftigere Speise als sie der Hausierer bieten konnte. Hier wurde jedesmal der Predigt ein bestimmtes Gotteswort oder ein Bibelabschnitt zu grunde gelegt, der der erläuternden Rede einen festen Inhalt gab; hier wurde in Sonntagsschulen die Kunst des Lesens gelehrt und dadurch das eigene, tiefere Eindringen in das Bibelbuch ermöglicht. George Lewis selbst, der Hausierer, stellte sich den Missionaren vor, und Bruder Lang bekam eine so hohe Meinung von ihm, und seinen besonderen Gaben für die freie Arbeit an den Sklaven, daß er seiner Gemeinde in Carmel den Vorschlag machte, sie sollten 200 Mark unter sich sammeln und diesen Sklaven damit loskaufen. Es dauerte auch nicht lange, so hatte man das Geld beisammen, und George Lewis war ein freier Mann. Als solcher trat er in den Dienst der Brüdermission, fand seine Anstellung als Helfer für Carmel und die Plantagen und ging mit erneutem Eifer an seine Tätigkeit. Weil die Sklaven tagsüber keine Zeit hatten, verkündigte er wieder zur Nachtzeit Gottes Wort, unbekümmert um den Spott und Hohn, ja Haß der Pflanzer, die ihn mehrfach als nächtlichen Ruhestörer verklagten und einige Male die Genugtuung hatten, daß er ins Gefängnis wandern mußte. — Von langer Dauer war des ehemaligen Hausierers Dienst in der Brüdermission nicht. Wie er sich nie einer der bestehenden Kirchen fest angeschlossen hatte, so wollte er auch frei sein in Hinsicht des Arbeitsbereichs und der Methode. Er zog wieder in fernere Gegenden und hielt, gefolgt von einer kleinen Anhängerschar, seine Versammlung auf seine Art. Ganz frei von Einseitigkeiten abergläubischen Anschauungen und fanatischen Ausbrüchen waren seine Reden noch immer nicht. Die Brüder versagen ihm aber in ihren Diarien das Zeugnis nicht, daß er es verstanden, die Neger aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln, und daß er vielen das Gewissen geschärft und sie mit der ernsten Frage im Herzen: „Was muß ich tun, daß ich selig werde?" nach Carmel geführt hat.

Von Carmel aus zog die Erweckungsbewegung immer weitere Kreise. 10, 15 ja 20 Meilen weit kamen die Neger heran, um das Evangelium von Christo zu hören. Von dieser Zeit datiert der allgemeine Aufschwung der Brüdermission, der neue Stationsgründungen nötig machte. Die älteren, als ungeeignet erkannten Plätze gab man auf und bildete in Irwinhill und Neu-Eden neue Stationen, von denen die letztere (die erste auf eigenem Missions-Grund und -Boden errichtete) sich durch ein rasches Aufblühen auszeichnete. — Ein großer Teil der Erweckten wohnte in der Nähe von Peppu und Lincoln. Um derentwillen legte man 1823 die dritte Hauptstation Fairfield an. Diese wuchs noch schneller als die vorgenannten. Schon nach zehn Jahren zählte man1126 Getaufte und 362 andere Pfleglinge. Ja, dieser Ort wurde der Mittelpunkt des ganzen Missionswerkes. Dieses konnte vor allem aus dem Grunde von nun an kräftig wachsen und sich ausbauen, weil das Haupthindernis für die Entwicklung der Arbeit beseitigt war: die Gleichgültigkeit, ja die Feindschaft der Weißen. Die Pflanzer begannen einzusehen, daß die christlichen Neger ein besseres Arbeitermaterial darstellten als die Heiden, daß es also in ihrem eigensten Interesse lag, wenn sie ihren Widerstand gegen die Mission aufgaben, ja dieselbe unterstützten. Wie wandte sich nun das Blatt! Die Mission ist jetzt nicht mehr die demütig bittende, sondern die gebetene. Infolge von Aufforderungen freundlich gesinnter Plantagenbesitzer wurden in den Jahren 1827 und 1833 drei weitere neue Hauptstationen angelegt: Neu-Carmel, Neu-Fulneck und Neu-Bethlehem. Auf kurze Zeit wurde (1831) in Mesopotamia noch einmal eine Station unterhalten. Um alle Orte gruppierten sich eine Anzahl von Predigtplätzen und Schulen. — Mancherlei Förderung verdankte das aufblühende Werk den Visitationen, die 1823 durch Missionar Stobwasser, und 1827 durch Bischof Hüffel ausgeführt wurden. Bei der letzteren wurde ein einheitliches missionarisches Vorgehen mit den Vertretern englischer Gesellschaften (Anglikanern und Weslehanern) vereinbart und in der Handhabung der Kirchenzucht eine Verständigung erzielt. Fortsetzung folgt.

Brief von Janjgir, Indien.

Janjgir, C. P. India, 22. Juni 1915.

Lieber Editor! Möchte gerade etliche Mitteilungen machen, die vielleicht von Interesse sein werden. Auf beiden Festen, Ostern und Pfingsten, durften wir hier reichlich gesegnete Tage erleben; denn es hatten sich wiederum ein paar Seelen willens gefunden, die h. Taufe an sich vollziehen zu lassen. Ostern wurde ein Bruder und eine Schwester für den Schritt willens gefunden und Pfingsten wiederum ein Bruder. Es wollten noch mehr, doch man fand sie nicht fertig, wurden somit für unbestimmte Zeit zurückgeschoben. Der Bruder, den wir tauften, gehört zu unsern besten Maurern. Seine Kaste ahnte schon längst, daß er sich für diesen Schritt fertig machte, hat daher allerhand Vorsichtsmaßregeln getroffen, um solches zu verhüten, aber konnten es doch nicht tun, weil er die Ueberzeugung im Herzen erfahren hatte, daß die christliche Religion der ihrigen vorzuziehen sei. Als mittags die Nachricht erging, Jailal ist getauft und zu den Christen übergetreten, dann gab's einen Aufruhr. Seine Brüder wollten ihn schlagen, die Mutter heulte, daß ihr Sohn sie nun nicht begraben würde, die eigene Frau wurde von den übrigen überredet und lief fort mit den Kindern zu ihren Eltern. Der arme Mann stand nun alleine da, sein glückliches Heim kehrte sich zur Einsamkeit, niemand von den Freunden usw. kehrte mehr bei ihm ein, die Frau wollte nichts von ihm wissen. Man hat den Mann wirklich bedauern müssen, fragte man ihn, ob der Schritt ihm leid tue, erwiderte er getrost, niemals, ich bin froh in meinem Los. Mehrere Male ging er zu seiner Frau Dorf, freilich die Kaste erbot sich alle Unkosten zu entrichten, falls er zurückkehren würde, doch solche Angebote halfen nicht, er verlangte nur seine Frau und Kinder zurück. Das ist ihm gelungen, endlich kam sie heim mit den Kindern, doch noch sehr zornig, niemand von uns Christen geht hin, um allen Unwillen heruntergehen zu lassen. Trotz alle diesen hält er fest, und wird jeden Tag froher in seiner Stellung, und der Unwille seiner Frau wie auch der der der Freunde wird weniger, bald geht alles wieder den gewohnten Gang. Es hat wohl fast niemand von den Lesern solches bei seiner Bekehrung erfahren dürfen! Wie viele wären dann standhaft geblieben?

In Bälde werden wir wiederum dürfen andere taufen; denn es stehen eine Anzahl an der Schwelle unserer Gemeinde, finden doch scheinbar soweit verschiedene Hindernisse, die ihnen zu groß und unübersteigbar vorkommen. Der Herr wird die im Laufe der Zeit auch wegräumen, was der Satan stets aufbauen will und tut.

Nicht bloß klare Tage kommen im Missionsleben, wie nirgends anderwärts. In der vielen Arbeit kam mit einmal die Nachricht, daß Br. Steiner auf Mauhadei sehr erkrankt sei. Er wurde schnell nach Champa gebracht und nach kurzer Beratung auch zum allgemeinen Hospital in Kalkutta befördert. Gott sei Dank, man hört von seiner Besserung, hoffentlich darf er bald wieder zu seiner Arbeit zurückkehren.

Eben war der weg, dann kommt die Nachricht, daß unser Lehrer Amardas auf Manakoni, 33 Meilen südwest von der Mission, ebenfalls schwer erkrankt sei. Wir sandten da auch einen Wagen hin, und ließen ihn holen. Dieser Fall übertrifft den andern an Traurigkeit bei weitem; denn als er hier ankam, stellte es sich heraus, daß er einen Anfall von Irrsinn hat. Er weilt hier auf unserer Veranda bis ärztliche Hilfe herbeigeschafft werden kann. Muß Tag und Nacht von 2 braven Männern streng bewacht werden; denn er rast und versuchte ein paar Mal uns zu überfallen, daß wir ihn mit Mühe wieder ins Bett bekamen. Wir wissen nicht, wozu der Arzt uns raten wird, er soll heute kommen, war so lange nicht zu Hause, Es ist furchtbar anzusehen wie er sich reißt und wälzt, zuweilen muß er in Banden bleiben, anders kann er nicht bezähmt werden. Heute morgen ist er bedeutend ruhiger, kann auch nicht mehr; denn er hat bereits eine Woche sozusagen nichts gegessen, nur etwas getrunken. Seine junge Frau ist zu bedauern, aber kann die Sache bewunderungsvoll entgegennehmen. Der Herr ist in den Schwachen mächtig, solches dürfen wir aufs neue klar sehen.

Diese jungen Pflanzen in der Gemeinde, die Taufkandidaten und die [illegible] sonders der Amardas, sollten uns zu brünstigem Gebet antreiben. Der I. Gott hat sein Gehör soweit keineswegs verloren, ist auch nicht gealtert; somit wollen alle ihre Hände zu ihm empor heben und ihn um seinen Beistand bitten.

Die heiße Zeit geht zu Ende, sollten bereits in der Regenzeit stehen, doch die läßt auf sich warten. Solche grausame Hitze haben wir soweit nicht erfahren. Seit April bis anfangs Juni Abwechslung, das Thermometer stieg bis auf 120, wo wir es noch nicht gesehen haben, dazu große Stürme. Nicht einmal die Nächte brachten Erfrischung. Es war manchesmal fast zum Verzagen. In Folge dieser Hitze sind viele Bäume vertrocknet. Leute, die schon länger im Lande sind, bemerkten, solche Zeit nie verlebt zu haben. Nun blicken wir der Regenzeit entgegen, die öfter Erfrischung bringt.

Des Krieges halber werden die Postsachen von den neutralen Ländern durchgesehen ;daher kommt die ausländische Post nun unregelmäßig, die deutschen Zeitungen kommen fast garnicht durch, und zum Bedauern müssen wir sagen, daß eine Anzahl Freunde das Schreiben gänzlich eingestellt haben, vielleicht aus Furcht, wir erhalten die Briefe nicht. Solches ist nicht der Fall, die kommen durch, nur dauert es heutzutage länger. Sind infolgedessen recht sehr von den Neuigkeiten in den verschiedenen Kreisen abgeschnitten. Obzwar die Hitze hier so groß und ungemütlich war, so ist die Tinte dennoch nicht vertrocknet, in Amerika ist's nicht so anhaltend warm, dann sollte jeder es nicht schwer finden, das Tintenglas voll zu halten und uns reichlich Nachricht schikken. In Liebe grüßen,

P. W. und Mathilde Penner.

B. B.

Er ist! Darum bete und vertraue.

Auf dem Krankenbette lag er schon zehn Monate. Die Wunde einer schweren Operation wollte nicht heilen, trotz der größten und gewissenhaftesten Pflege und Behandlung des Arztes. Furchtbare Schmerzen quälten ihn Tag für Tag, ja Minute für Minute.

Dazu kein Schlaf — nur Durst —nur Durst.

Seine Eltern kamen mit weinenden Augen zu ihm, und doppelt betrübt gingen sie von ihm, denn sie wußten: was er leiden muß, sagt er nicht, sagt er keinem Menschen. Kein Laut des Schmerzes kam über seine Lippen. Nur in stiller Nacht, wenn alles schlief, dann klang ein Wimmern durch den finsteren Raum — und das war wie ein Stöhnen — ein Schreien vor Schmerzen. Und am Morgen, wenn der Arzt kam, da fand er seinen Puls rascher, das Fieber höher — sein Gesicht blasser und schmerzlicher, das Auge irrender — aber still.

„Wo bist du nun, Gott meiner Kindergebete, du Heiland in allen Schmerzen, du Tröster in aller Not? — Sage, bist du —? Siehst du nicht meine Schmerzen? Hast du kein Erbarmen mit mir Elenden? — Tod, wo ist denn deine Hilfe? Komm, du kannst helfen."

Das waren, lieber Christ, seine Gedan-

ken, seine Gebete, die seine welken und trokkenen Lippen flüsterten. Es war Hader und Verzweiflung. Es war das heiße Jakobsringen seiner matten Seele mit Gott.

Wieder wird es Nacht, und furchtbar steigern sich die Schmerzen. Die letzte soll es sein — — er will sich selber helfen — selber erlösen. „Bist du, — Gott? Sprich, — bist du —"

Da verstummt plötzlich das Stöhnen, seine Augen werden immer größer, seine Hände greifen — sie klammern sich fest. „Ja, du bist, Gott! Ja, du bist ewig!" klingt es mit einem Mal wie ein inneres Jauchzen durch die Finsternis.

Ruhig atmend liegt er nun still und schlummert — schläft wie das Kind auf dem Schoße der Mutter, auf dem es sicher und geborgen weiß. —

Am andern Morgen kommt wieder der Arzt. Der Kranke reicht ihm grüßend die Hand, er lächelt, er kann antworten, ja erzählen. Verwundert schüttelt der Arzt den Kopf. Da antwortet der Kranke: „Nun weiß ich, ich werde gesund. Ich habe in der Nacht den wirklichen Arzt gefunden." Und seine Augen leuchteten. —

Willst du nun wissen, lieber Christ, was in jener Nacht geschah? Der Kranke wird dir selber antworten. „Licht sah ich plötzlich in mir, eine Hand vor mir und darauf: Siehe, ich bin es! Und mit der letzten Kraft der schon „in halben Tod" gehüllten Seele tat ich den Sprung hin in diese Hand — hin zu diesem Wort — und ich war gerettet, geborgen. Ich fühlte, wie frische Kraft mein Inneres und mein Leib durchbebte. Ich fühlte, ich werde gesund. Ich bin es auch geworden, wenn auch erst nach fünf und einem halben Jahre."

Nun, lieber Christ, was du liest, das ist wahr. Es ist erlebt in der Nacht, da der Kranke sich selbst durch den Tod von den Schmerzen erlösen wollte.

Ja, es ist wahr, er ist, er lebt, er hilft, der Gott deiner Kindergebete, der Heiland in Schmerzen, der Tröster in Not.

Nimm diese Wahrheit in deine Seele auf, und sie wird dir zur Gewißheit werden, zur Leuchte, zum Stecken und Stab im dunklen Tale. Hilft er nicht zu jeder Frist, hilft er doch, wenn's nötig ist.

Was die religionslose Schule für Frankreich tut.

In dem zweiten Teile seiner sehr lesenswerten Schrift „Die Gefahren der französischen Demokratie" weist Edmond Villey auf die Erfahrungen mit der religionslosen Volksschule in Frankreich hin. Er erklärt es für eine der größten Torheiten, wenn man meint, der Religionsunterricht durch einen Unterricht in bloßer Moral ersetzen zu können. Er sagt: „Keine philosophie Spitzfindigkeit kann die einfache Schlußfolgerung aufheben: Wenn es keinen Gott gibt, so gibt es auch kein moralisches Gesetz; es gibt keinen Unterschied zwischen gut und böse, von moralischem Verdienst und Schuld, und dann kann die einzige logische Lebensregel nur die sein, sich allein seinen Instinkten zu überlassen und zu genießen." Ganz besonders weist Villey auf das Unsinnige hin, der Jugend Schulbücher in die Hand zu geben, in denen wörtlich zu lesen sei: „Wir können wissenschaftlich nicht feststellen, ob es nach dem Tode ein anderes Leben gibt, in dem die Guten belohnt, und die Bösen bestraft werden; wir können wissenschaftlich nicht beweisen, ob es einen Gott gibt oder nicht!" Solche religiöse Neutralität in der Volksschule bedeutet dem Kinde gegenüber nichts anderes als das Lehren eines nackten Atheismus, denn das Kind könne den Unterschied zwischen wissenschaftlich Beweisbarem und dem, was nur durch den Glauben ergriffen werden kann, nicht fassen. Geradezu erschütternd ist das Bild, das Villey von den Folgen dieser Erziehung entwirft. In den letzten Jahren ist in Frankreich die Zahl der jugendlichen Verbrecher unter 20 Jahren 20 Prozent gestiegen. Während vor 50 Jahren auf 100,000 junge Leute unter 16 Jahren nur etwa 1000 Bestrafte kamen, ist diese Zahl jetzt doppelt so groß. Mit dem religiösen Verfall Hand in Hand geht ein erschreckender Verfall des Familienlebens. Die elterliche Autorität ist bei dem größten Teile des französischen Volkes völlig verschwunden; die natürliche Folge davon ist auch der Zusammenbruch der staatlichen Autorität, ein Nachlassen des Pflichtgefühls in allen Berufen. Das Leben in Frankreich wird immer unsicherer, und zwar in ganz bedenklichem Maße, nicht bloß durch das überhandnehmende Banditentum, sondern auch durch die allmählich notorisch gewordene Unsicherheit im Französischen Verkehrswesen. Ganz besonders beklagt Villey auch die rapid zunehmende Verrohung des Volkes, das Abnehmen der früher so viel gerühmten Lebensart. Er kommt dann zu dem richtigen Schlusse: nur eine religiös fundierte Moral im Unterricht der Schule könne das französische Volk vor dem Untergange retten.

(Der Alte Glaube.)

Etwas von der bösen Zunge.

Im alten Griechenland gab es einen Bund von besinnlichen Männern, man nannte sie Pythagoräer. Bei ihnen bestand die Verpflichtung, daß der, der sich ihrem Bund anschloß, drei Jahre lang volles Stillschweigen bewahren mußte. Erst wenn er diese Probezeit bestanden hatte, dann wurde er als Mitglied bei ihnen aufgenommen. Warum wurden diese Männer erst gerade auf diese Probe gestellt? Nun, wer den Beweis erbracht hatte, daß er so lange schweigen konnte, der hatte damit gezeigt, daß er überhaupt die Kraft der Selbstbeherrschung besaß.

Es ist ohne Frage sehr schwer, seine Zunge im Zügel zu halten. Jakobus hat ganz recht, wenn er sagt: „Pferde halten wir in Zäumen, daß sie uns gehorchen, und Schiffe, ob sie noch so groß sind, so werden sie doch gelenkt von einem kleinen Ruder, aber die Zunge, dieses unruhige Uebel voll tödlichen Giftes, wer kann es zähmen?" Wie viel Unheil und Verwirrung wird in der Welt durch die Zunge angerichtet! Wegen eines in der Leidenschaft gesprochenen Wortes schießt man sich gegenseitig tot, werden lange Prozesse geführt, zerbrechen alte Freundschaften. Manche denken, daß häßliche, leidenschaftliche Wort müsse erst heraus, dann fühlten sie sich erleichtert; in Wahrheit hat man sich nur noch mehr beschwert. Das ist geradeso, wie wenn man Feuer durch Feuer vertreiben wollte. Am meisten stehen wir in Gefahr, durch ein unvorsichtiges Wort den größten Schaden anzurichten, wenn wir durch andere zum Zorn gereizt werden. Man versteht dann den Dichter, der sagt: „Und hüte deine Zunge wohl, bald ist ein böses Wort gesagt. O Gott, es war nicht bös gemeint, der and're aber geht und klagt." Ach, und wie leid tut es einem hinterher, daß man sich wieder vergessen hat, daß man dem andern weh getan, daß man sich nicht hat beherrschen können, daß man wie ein König die Regierung an seinen Bedienten abgegeben hat!

Aber was ist zu tun? Sollen wir auch einen Orden gründen wie die Pythagoräer oder die Trappisten, die ihr ganzes Leben lang sich Schweigen auferlegen? Was soll man tun, wenn man gereizt wird, wenn einem „die Laus über die Leber läuft", wie die Leute zu sagen pflegen? Nun, vor allen Dingen ruhiges Blut behalten, sich einfach zum Schweigen zwingen, an die Folgen denken, die häßliche Worte haben können, sich die Zügel der Selbstbeherr-

schung auferlegen. Natürlich ist das nicht ganz leicht, aber durch Uebung kommt man nach und nach dahin, und die Erfahrung, daß man sich viel besser dabei steht, wenn man schweigen kann, hilft auch etwas. Von Julius Cäsar wird erzählt, daß er, wenn der Zorn über ihn kam, langsam bis zwanzig zählte, ehe er antwortete. Wir möchten empfehlen, ein Gebet zu sprechen, das „Vaterunser" herzusagen, wenigstens bis zu der Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung!" oder an den zu denken, von dem Petrus schreibt, „welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht dräuete, da er litt." Wie in allen Stücken ist Jesus auch hierin das rechte Vorbild. Wie konnten wir uns ihn denken, in leidenschaftlicher Gegenrede sich mit seinen Anklägern herumzankend? Es steht geschrieben von ihm, daß er schwieg, so daß sich selbst der Hohepriester verwunderte und fragte: „Antwortest du nichts zu dem, was diese wider dich reden?" Das Schweigenkönnen macht immer noch den tiefsten Eindruck auf den Gegner. Dieser wird zugeben und sagen, wenn er ehrlich ist: „Der kann mehr als ich, er kann schweigen!"

Ermunterung ist für uns gut.

Ein Haus stand in Flammen. Man meinte, daß kein Mensch mehr darin sich befinde. Doch zum Entsetzen der Zuschauer erblickte man ein Kind am Fenster des vierten Stockwerks. Ein beherzter Feuerwehrmann bestieg die Leiter, um das Kind zu retten. Als er zur zweiten Etage kam, war er so von Flammen und Rauch umgeben, daß er sich genötigt sah, umzukehren. In demselben Augenblick schrie ihm die Volksmenge ein Hurra zu. Das ermunterte, stärkte und begeisterte den Feuerwehrmann so sehr, daß er trotz der Gefahr und die Hitze die Leiter erstieg, bis er das Kind erreichte und sicher herunterbrachte. Die Ermunterung, die ihm von dem Volke zuteil wurde, stählte seine Nerven und machte ihn zum Helden. Laßt uns mit unseren Ermunterungen in dieser Welt, wo uns soviel Rauch umgibt, wo wir so manche Schwierigkeit und Enttäuschungen haben, nicht allzu karg sein. Damit stärken und helfen wir so manche matte und entmutigte Seele und spornen sie an, etwas Gutes, Gottwohlgefälliges zu tun.

So erging es dem bekannten Evangelisten Moody. Als Jüngling kam er nach Chicago, um dort sein Brot zu verdienen. In jener großen Stadt ging er einsam, mit einem von Heimweh erfüllten Herzen durch die Straßen. Ein alter, gläubiger Mann redete den traurigen Jüngling an. Nachdem dieser ihm seine Geschichte erzählt hatte, legte der Greis seine Hand auf das Haupt des Jünglings, sprach ihm ermunternde Worte zu und befahl ihn dem Schutz und der Leitung seines Heilandes. Das richtete Moody auf und erfüllte ihn mit Hoffnung.

Trage Sorge um dein Glück!

Frau Beecher erzählt uns in der Biographie ihres Mannes „Henry Ward Beecher, wie ich ihn kannte", von ihrem Leben in Brooklyn in der ersten Zeit, nachdem ihr Mann Pfarrer an der „Plymouth-Church" geworden war."

Jeden Morgen nach dem Frühstück und dem Morgengebet pflegte ihr Mann in sein Arbeitszimmer in der Kirche zu gehen, das er sich dort eingerichtet hatte. Frau Beecher erzählt, sie habe Arbeit im Ueberfluß gehabt, um ihre Zeit auszufüllen, aber ein Gefühl des Verlassenseins habe sie doch immer beschlichen, wenn er aus dem Hause ging, weil ihr Mann früher sein Arbeitszimmer im eigenen Hause gehabt habe und immer von Zeit zu Zeit mit einem kleinen Wunsche zu ihr gekommen sei.

„Mein Mann kam einmal nach einigen Stunden wieder zurück und entdeckte einen bekümmerten Ausdruck in meinen Augen," erzählte sie.

„Es ist nur ein törichtes Gefühl," gab sie ihm auf seine besorgte Frage ausweichend zur Antwort, allein er bestand darauf, alles genau zu erfahren.

„Ich verstehe mich selbst nicht recht," sagte sie, „unser ganzes Leben hier kommt mir jetzt so sonderbar vor. Ich weiß, du wirst mich für recht töricht halten, aber wenn du in deinem Studierzimmer in der Kirche bist, habe ich das Gefühl, von dir getrennt zu sein; es kommt mir dann immer vor, als ob wir uns gezankt hätten."

Mein Mann lachte von Herzen und gab mir die Antwort: „Wir sind alle beide gleich töricht ;denn dies war genau das Gefühl, das auch ich hatte, und deshalb bin ich nach Hause gelaufen, um zu sehen, ob wir uns wirklich gezankt hätten."

Er sagte, wir müßten suchen, dieses törichte Gefühl zu bekämpfen. „Und doch bin ich nicht sicher, ob es wirklich ein kindisches Gefühl ist," fuhr er dann fort. „Unser beider Leben und Arbeit waren bis jetzt so eng mit einander verbunden, und sie sollen das auch immer bleiben." — Von diesem Augenblick an war kein Trennungs-gefühl mehr zwischen uns und das neue Studierzimmer betrübte auch nicht mehr."

„Die letzten Jahre unseres Lebens führten uns immer nur noch näher zusammen," erzählte sie weiter. „Unsere Herzen gehörten zusammen und das machte uns großes Glück aus." — (W.)

Er liebte die Finsternis mehr als das Licht.

Zum Missionar Gobat kam einst ein mohammedanischer Scheich, um Koran u. Bibel miteinander zu vergleichen. Er war tiefergriffen von den Wahrheiten der Schrift und erkannte die Finsternis des Korans.

„Missionar, ich bin überwunden!" rief er eines Abends nach gründlicher Aussprache. „Was soll ich tun, daß ich selig werde?"

„Glaube an den Herrn Jesum Christum," war Gobats Antwort, und tief in der Nacht erst trennten sie sich, der Scheich mit dem Versprechen, am nächsten Tage zu weiterem Unterricht zurückzukehren. Der nächsten Tag kam, nicht aber unser Scheich. Zwei, drei, fünf Tage gehen hin, zwei, drei, fünf Wochen, ja, zwei, drei Monate: da trifft Gobat den Scheich im Gewühl der Straße.

„Wo bist du gewesen daß du nicht zu mir zurückgekehrt bist, wie du versprochen?"

„O Missionar, ich spürte an jenem Abend daß dein Wort mein Herz überwand. Da gedachte ich, daß man mich töten würde, wenn ich ein Christ werden würde, und ich sprach zu mir: Ich werde nicht eher zum Missionar zurückkehren, als bis sich mein Herz gegen die Wahrheit verhärtet hat!"

Durchs Feuer gerettet.

(Eine Missionsgeschichte aus China.)

Sie ist ein runzliches, altes, heimatloses Weibchen, Li Trao Si, arm und ohne Familie, aber ihren Lebenszweck hat sie erreicht, das Geheimnis des Glückes hat sie gefunden. Ihre schwarzen glänzenden Augen leuchten, als wollten sie sagen: Es ist eine wahre Freude zu leben: Ihr freundliches Lächeln bezeugt die Wahrheit dessen, was die Augen sagen. Ihr Eifer für den Glauben der Heiligen ist wunderbar. Mit Paulus kann sie auch sagen: „Eins aber tue ich. Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, das da vornen ist." Und ihre Aufgabe ist, jedes Jahr 60 chinesische Frauen zu unterrichten, so daß sie zu einer seligmachenden Erkenntnis des Herrn Jesu Christi kommen. Dafür arbeitet sie

Tag und Nacht, dafür betet sie ohne Unterlaß.

Es war eine traurige Erfahrung, die sie dazu brachte. Von früher Jugend auf war sie sich ihrer Sündhaftigkeit bewußt und fühlte, daß sie etwas tun müsse um vor Gott gerecht zu werden. Der dem Menschenherzen allgemein eingepflanzte Instinkt, welcher sich überall zeigt, aber auf besonders auffällige Weise in den lebhaften und bunten Zeremonien des asiatischen Götzendienstes, trieb sie zu blindem Eifer um Frieden mit Gott zu suchen. Allein es war umsonst. Sie tappte gleichsam im Dunkeln. Ihr Gewissen sagte ihr, daß sie die Gottheit beleidigt hatte, es trieb sie, Versöhnung mit ihr zu suchen. Sie wußte aber keinen Weg zum Frieden, als nur den ihrer eigenen guten Werke. Und um nun der Gottheit ihren aufrichtigen Eifer zu zeigen, beschloß sie ganz ungewöhnliche Werke zu verrichten. Eigenartig und ungewöhnlich sollten diese guten Werke sein, sie mußten einen Eindruck auf die Priester machen und ihr also zum Frieden helfen.

Was tat nun unsere Frau Li, um den Frieden mit Gott zu erlangen? Hier zeigte sich ihre eigenartige Gabe Menschen zu beeinflussen und zu gewinnen. Jahrelang ging sie in ihrer heidnischen Unwissenheit in die Dörfer rings umher und sammelte da eine Schar von 60 Frauen und machte mit ihnen eine Pilgerfahrt nach einem Götzentempel. Ihre Gaben legten sie zusammen, kauften dafür ein kostbares Geschenk und opferten es dem Götzen. Dies tat sie manches Jahr. Was aber eine solche Tat bedeutet, kann man nur verstehen, wenn man bedenkt, was für Frauen das Reisen in China ist. Viele einfache Landleute sind niemals weiter als fünf Meilen von ihrer Heimat fortgewesen. Manche kommen ihr Lebtag nicht aus ihrem Dorf heraus. Viele Frauen kommen kaum je aus ihrer armseligen Behausung heraus. Das Heidentum mit seiner Furcht und seinem bangen Mißtrauen lastet auf dem Volk wie eine schwarze Nacht. Den Ehemann nennen sie den „Wai-Ton", d. h. den, welcher Beziehung mit der Außenwelt hat. Die Ehefrau aber heißt „Li-Ton," d. h. die, welche im Hause bleibt. Ihr ganzer Gesichtskreis ist beschränkt von dem Klatsch ihrer Nachbarinnen, der gewöhnlich nicht sehr erbaulicher Art ist.

Eine Fußreise von 60 Meilen ist also für eine Chinesenfr. etwa wie für ein einfaches deutsches Bäuerlein eine Weltreise. Sie verläßt das elterliche Heim bei ihrer Verheiratung. Nur selten kommt sie wieder heim auf Besuch, und dann machen ihre verkrüppelten Füße das Fahren nötig. Und dies geschieht gewöhnlich, wenigstens bis vor kurzem allgemein und in abgelegenen Gegenden noch jetzt auf dem Schubkarren. Natürlich muß dann ein Mann aus der Familie bei ihr sein. Trotz all dieser Schwierigkeiten und Hindernisse nun, war es dieser Frau Li gelungen, jahrelang alle sechs Monate einen Zug von 60 Frauen aus den umliegenden Dörfern mit ihren kleinen, verkrüppelten Füßen nach dem heiligen Wallfahrtsort zu führen. Mühsam wanderten sie zusammen nach dem heiligen Berg, mühsam krochen sie miteinander auf ihren Knieen in den Tempel hinein, jede brennenden Weihrauch in der Hand tragend. Wieder und immer wieder warfen sie sich auf den kalten Erdboden nieder und beteten den häßlichen Teufelgötzen an. Und wenn sie sich die Stirnen auf dem Erdboden schwarz und blau geschlagen hatten, krochen sie auf allen Vieren rückwärts zum Tempel hinaus. Dabei hielten sie aber ihre Augen fest auf die Götzenbilder gerichtet, bis deren häßliche Form durch das offene Tor den Pilgern nicht mehr sichtbar war. Solches waren ihre „guten Werke." Vom Fasten geschwächt, die Füße von der langen Reise müde und wund, waren sie in der Tat „mühselig und beladen," und ihr ganzes Herz fand nur wenig Trost und Frieden.

Da kam ein Jahr, wo Frau Li in ganz besondere Bekümernis um ihren Seelenfrieden kam. Schon ganz früh traf sie die Vorkehrungen zur Pilgerfahrt. Als die Zeit heran kam ihre Pilgerschar zum Fest hinaufzuführen, befand sie sich in einer fieberhaften Erregung. An dem zum Aufbruch festgesetzten Tage wurde sie von heftigem Fieber ergriffen. Sie brachte die Wallfahrtstage daheim im Delirium zu. Immer und immer wieder jammerte sie in ihrem fieberischen Zustande: O Geist des Himmels und der Erde, Licht, Licht, Licht!

Nach und nach wurde sie wieder besser. Als sie sich weit genug erholt hatte, machte man ihr die Mitteilung, daß ihre Schar von 60 Frauen, sowie etwa 200 andere Anbeter, an dem hohen Festtage im Tempel lebendig verbrannt seien.

Ueber dem Tempel befand sich nämlich noch ein kleiner Oberbau, der im Winter mit Stroh und anderem Brennstoff angefüllt war, der von den Priestern gebraucht wurde. An diesem Fest nun hatte sich einer der Priester, wegen dem Gedränge und um den Götzendienst noch eindruchsvoller zu machen, auf diesen Oberbau begeben und gröhlte dort der Menge seine Gebete vor, während ein anderer neben ihm die Trommel dazu schlug. Jedes Mal wenn die Trommel das Zeichen gab, warf sich das Volk im Tempel anbetend auf den Erdboden. Da stieß aus Versehen einer der Priester einen brennenden Weihrauchstock um, und im Nu war alles in Flammen. Schrecklich war es, die armen Opfer oben zu sehen, die zuerst von den züngelnden Flammen erreicht wurden. Alles drängte in der größten Aufregung nach den Türen, doch diese öffnete nach innen, wurden gleich durch die bestürzten Menschen verrammelt, und an ein Entkommen war nicht mehr zu denken. Auf schreckliche Weise kamen alle um. Wie hohnlachend tanzten die papiernen Götzenbilder, Figuren von Drachen und Dämonen, in die Flammen hinein, während die armen Opfer rettungslos verloren waren. Der Schreck, die Aufregung, das entsetzliche Geheul der armen Opfer spottet aller Beschreibung. Auf die eifrige Götzendienerin, Frau Li, machte dies Ereignis aber den tiefsten Eindruck. Im Innersten wurde sie davon erschüttert. Durch ein Mitglied ihrer Familie hatte sie schon vor ihrer Krankheit etwas von Jesus, dem Heiland der Menschen, vernommen. Entsetzt über das schreckliche Schicksal ihrer früheren Mitpilgerinnen beschloß sie nun mit ganzer Energie zu suchen und zu forschen bis auch sie diesen Heiland und Erlöser gefunden habe. Es war ihr Ernst auf Tod und Leben. Und ihr Suchen war nicht umsonst. Sie fand, den ihre Seele suchte, und ihre Seele hatte Frieden. Nun ist sie eine der treuesten Bibelfrauen, durchzieht zu Fuß die Dörfer von drei Missionsgemeinden und verkündigt unermüdlich ihren Mitschwestern den Heiland ihrer Seele. Mit solcher Erfahrung ist es kein Wunder, daß sie gleich dem Apostel Paulus erkannte wie „überaus sündig" die Sünde ist und wie reich die Gnade und Barmherzigkeit Gottes gegen unwürdige Sünder.

Die Sündhaftigkeit des Menschen, die Gnade und Gerechtigkeit Gottes, der Ruf zur Buße, sind denn auch die Grundzüge ihrer Vermahnungen. Völlig durchdrungen von dem Glauben, daß „wer den Sohn hat, der hat das ewige Leben, wer aber den Sohn Gottes nicht hat, der hat kein Leben in ihm", hört sie nicht auf Tag und Nacht zu wirken und zu beten, daß andere zu der seligmachenden Erkenntnis des Sohnes Gottes kommen möchten. Und ist also aus der heidnischen Götzendienerin, Li Trao Si, die in ihrem Götzendienst überaus eifrig und fanatisch war, durch die

Gnade Gottes eine liebevolle, treue Magd des Herrn geworden, die vielen ihrer Schwestern im fernen China eine Führerin ist zur Seligkeit.

W. C. Laube.

Bist du bereit?

Tiefe Stille lagerte über dem Krankenhaus. Es war finstere Nacht. Darinnen in einem der Zimmer rang eine Seele mit dem Tode. Schwer röchelnd waren die Atemzüge der schon älteren Person, die eine Lungenentzündung an den Rand des Grabes gebracht hatte. Es war keine Hoffnung mehr auf Genesung. Doch war sie still und freute sich, bis ihre Leiden vollends überstanden sein würden. — Tags zuvor hatte die pflegende Schwester sie gefragt: „Haben Sie nichts mehr in Ordnung zu bringen, haben Sie niemand, dem man Ihre Krankheit mitteilen soll?" Und die Antwort hatte gelautet: „Nein." — Jedermann hielt sie für ein alleinstehendes, armes Geschöpf, dem es gut ging, wenn es der Herr heimnahm. — Auch diese letzte Nacht wurde unter viel Seufzen und Not überstanden, das Bewußtsein schwand immer mehr, und am anderen Tag hauchte die Kranke nach schwerem Todeskampf ihr Leben aus. — Soviel Menschen sehen konnten, starb sie im Glauben an ihren Gott und Heiland, und man hätte von ihr sagen können: Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Aber es kam ein Nachspiel. Einige Stunden nach dem Tode kam eine Tochter der Verstorbenen und war untröstlich, die Mutter nicht mehr am Leben zu treffen. Da stellte sich heraus, daß dieselbe mit ihrer Tochter und deren Mann in Unfrieden gelebt und sich auch nicht ausgesöhnt hatte, als die Tochter sich dem Guten zuwandte, ja, daß sie einige Tage vor ihrem Tode, als eine Bekannte sie fragte, ob ihre Tochter sie nicht besuchen dürfe, entschieden abgelehnt hatte. Nun war die Tochter selbst gekommen, es nochmals zu versuchen, der Mutter Liebe und Vergebung zu erlangen, aber zu spät. —

Mich hat dies Sterben mit allem, was drum und dran hing, tief erschüttert. Nicht daß ich die Tote richten wollte, gewiß nicht. Sie steht vor einem anderen Richter. Er möge ihrer Seele gnädig sein! Wir Menschen sehen ja nicht, was der Herr noch in den letzten Stunden des Leidens in einer Seele wirken kann. Aber es ist für uns doch ein furchtbarer Ernst, den Schritt in die Ewigkeit zu tun, ohne unsere Sachen mit Gott und den Menschen in Ordnung gebracht zu haben. Ich möchte wirklich nicht so vor meinen Gott treten. Und du, lieber Leser?

Ich denke, wir wollen uns alle fragen: sind wir bereit, dem Ruf unseres Herrn zu folgen, wenn er uns aus dieser Zeit in die Ewigkeit versetzen will? Müssen wir bei diesem Gedanken nicht erschrecken, weil in einem verborgenen Winkel des Herzens etwas steckt, das vor dem heiligen Flammenauge Gottes nicht so versteckt gehalten, die Menschen, auch Christen, scheuen sich oft gar nicht, es offen auszusprechen: „Daß ich mich mit dem oder jenem Menschen versöhne, oder gar ihm zuerst die Hand zur Vergebung reiche, kann man nicht von mir verlangen; die haben mich zu tief gekränkt." Aber Gott wird einst nicht danach fragen, wie tief wir gekränkt worden sind, sondern es kommt darauf an ob wir zur Vergebung bereit sind in allen Fällen, und zwar, wie der Heiland ausdrücklich verlangt, von Herzen.

Jesus redet so ernst und unzweideutig von diesen Dingen. Gleich im Anfang der Bergpredigt Matth. 5, 23—26 stellt er uns die große Wichtigkeit vor Augen, daß wir uns mit unserem Bruder, unserer Schwester versöhnen, solange wir noch unterwegs sind ins himmlische Vaterland, weil unsere ungeordneten Sachen alle ins Gericht kommen. Und wie es in diesem Gericht den unversöhnlichen Seelen geht, das zeigt uns das Gleichnis vom großen Schuldner, Matth. 18, wahrhaftig deutlich genug. Betrachten wir aber die fünfte Bitte des Vaterunsers im Licht dieses Gleichnisses, müssen wir uns dann nicht fürchten, diese Bitte in den Mund zu nehmen, wenn das Verhältnis zu unsern Schuldnern nicht im reinen ist, wenn irgendwo Verstimmung, Verbitterung herrscht, wo Liebe und Frieden herrschen sollten? Es ist ein tiefernstes Wort, das ein treuer Zeuge Jesu Christi kürzlich aussprach: „Man kann die fünfte Bitte auch im Dunkel beten; die Vergebung Gottes will man wohl, aber man will nicht denken an den und die, denen man selbst vergeben soll." — Ja, das ist's, man schließt die Augen vor der Forderung des Herrn oder sieht einfach darüber hinweg. Aber es kommt ein Tag, da kann man die Augen nicht mehr davor schließen, da ist alles klar und entdeckt vor unseren und der ganzen Welt Augen, der Tag, von dem es heißt, daß die Toten werden stehen vor Gott und Bücher werden aufgetan, und die Toten werden gerichtet nach der Schrift in den Büchern nach ihren Werken. Da ist's dann zu spät zum Ordnen. Deshalb tu's gleich, tu's heute! Oder willst du warten bis morgen, bis sich eine geschickte Gelegenheit dazu findet, bis der Andere dir entgegenkommt? Schieb's nicht auf! Du weißt nicht, ob du morgen noch Zeit hast. Es könnte dir gehen, wie dem reichen Kornbauern, der noch mit vielen Jahren rechnete und zu dem der Herr sprach: Du Narr, heute nacht! — Und wenn die Gelegenheit, auf die du wartest, ausbleibt, wenn dein Widersacher dir nicht zuerst die Hand nicht reicht, weil er vielleicht fälschlicherweise das Unrecht allein auf deiner Seite sucht, willst du deshalb nicht nachgeben und den Handel lieber in die Ewigkeit mitnehmen? —

O, es ist nicht leicht, sich unter andere hinunterzustellen und demütig und klein um Verzeihung zu bitten, es ist auch nicht leicht, eine Kränkung wirklich zu vergeben und zu vergessen, es kostet immer ein Sterben unserer alten Natur. Aber das ist für den von Gott uns gepflanzten neuen Menschen sehr gesund. Wenn der alte stirbt, bekommt der neue mehr Raum zur Entfaltung. Und das ist das Ziel Gottes mit uns: den neuen Menschen, sein Bild in uns zur Ausgestaltung und zur Vollendung zu bringen. Wir wollen aufräumen mit allem, was diesem großen, herrlichen Ziel Gottes mit uns hindernd im Wege steht! Und ist es gleich schwer, ist es doch nicht unmöglich, denn der Herr selbst steht uns zur Seite mit seiner Kraft und Hilfe. Er tut das Seine, laßt uns das Unsere tun, damit wir allezeit bereit seien, seinem Ruf zu folgen, und uns sein Wort gelte, das er angesichts seiner Wiederkunft sprach: „Sehet auf und erhebet eure Häupter, darum daß sich eure Erlösung nahet!"

—(Christenbote.)

Vom Krieg.

Wenn wir auf der Landkarte den Stand der Kriegslage auf dem östlichen Kriegsschauplatze vergleichen, wie er war Anfang Mai und wie er heute ist, müssen wir staunen über die gewaltigen Erfolge, welche den verbündeten deutsch-östreichischen Heeren in verhältnismäßig kurzer Zeit beschieden waren. Dem Durchbruch am Dunajec folgte Sieg auf Sieg, die in rascher Folge zur Wiedereinnahme Przemysls und Lembergs führten. Die Siegesbeute besteht für die Monate Mai und Juni in 500000 Gefangenen, 370 Geschützen, über 1000 Maschinengewehren, einer großen Menge Munition etc. Heute sind die Russen auch aus ihren starken Stellungen am Dnjester ge-

worfen und es ist nur ein kleiner Teil Galiziens der von ihnen noch besetzt ist. In Russisch-Polen sind die Unseren weit vorgerückt, wohl mit dem Ziele Warschau. Da Hindenburg schon lange in der Nähe Warschau's steht, so fürchten die Russen sicher nicht mit Unrecht für diese Festung, deren Eroberung, so wie die Lage heute ist, den Feldzug entscheiden dürfte . Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, wenn die Russen alles einsetzen und sich verzweifelt wehren, um den weiteren Vormarsch der Verbündeten aufzuhalten. Soviel den jüngsten Berichten zu entnehmen ist, sind sie (die Russen) in Süd-Polen in der Nähe von Krasnik zum Gegenangriff übergegangen, während die Unseren sich seit einigen Tagen an der ganzen Ostfront mehr in der Abwehr verhalten. Das wird aber wohl nicht lange so bleiben; jedenfalls dürfen wir der weiteren Entwicklung auf dem östlichen Kriegsschauplatz ruhig entgegensehen. Im Innern Rußlands gärt es bedenklich und da müssen, wie das in Rußland üblich ist, die armen Juden als Blitzableiter dienen. Sie werden nun wieder an vielen Orten verjagt, verfolgt und getötet. In Moskau ist es zur Plünderung deutscher Läden gekommen, aus „Versehen" wurden dabei aber noch mehr Läden von Engländern, Franzosen usw. ausgeraubt. Aber nicht nur die Russen, sondern auch Engländern, Franzosen und Italiener haben sich schon bemüht, ihre kulturelle Ueberlegenheit durch derartige Ausschreitungen zu beweisen. Dagegen bleiben Ausländer bei uns rückständigen „Barbaren" unbehelligt, ihr Eigentum ist geschützt; viel weniger daß es in Deutschland oder Oesterreich, oder auch in der Türkei zu solch abscheulichen Exessen gekommen wäre. Merkwürdige Kulturträger unsere Gegner!

Im Westen ist nun die Offensive unserer Feinde ziemlich erlahmt, dagegen haben unsere Truppen besonders in den Argonnen und im Priesterwalde bedeutende Erfolge errungen. In Frankreich scheint die Stimmung ziemlich gedrückt. Die Enttäuschungen sind eben auch zu groß. Die russische Dampfwalze sollte schon längst in Berlin sein, in Deutschland sollte die Hungersnot spätestens Ende Juni mit aller Gewalt ausbrechen und die große Offensive hätte schon längt die Deutschen aus Frankreich hinauswerfen sollen. Alle diese sicher prophezeiten Ereignisse sind ausgeblieben, ja die russische Dampfwalze hat ganz energisch die Richtung nach Osten genommen.

Auf dem italienischen Kriegsschauplatze hat am 5. Juli die erste große Schlacht stattgefunden, sie endete mit einer blutigen Niederlage der Italiener. Italiens Treubruch bringt jetzt schon bittere Früchte für das Land, zumal seine neuen Bundesgenossen Serbien und Montenegro ohne viel nach Italiens Wünschen zu fragen, in Albanien zugreifen und Gebiete besetzen, die Italien für sich beansprucht. Der schleppende Verlauf, den die Zeichnungen für die italienische Nationalanleihe nehmen, ist auch eine bittere Pille für die Kriegsmacher. Gründe genug den anfänglichen Kriegsbruch zu dämpfen.

An den Dardanellen ist es wieder zu schweren Kämpfen gekommen, die aber das gleiche Resultat hatten wie seither. Schwere Verluste der Engländer und Franzosen ohne daß sie einen Erfolg erreicht hätten. Daß die Italiener es unter solchen Umständen mit ihrer Hilfe nicht sehr eilig haben, ist begreiflich. In England und besonders in Frankreich verwünscht man vielfach das ganze Unternehmen. Ueberhaupt macht sich unter den Vierverbandsmächten eine gewisse gegenseitige Verstimmung bemerkbar. Frankreich und England sind mit den „Erfolgen" des russischen Bundesbruders sehr unzufrieden; Rußland dagegen behauptet, es müsse die Hauptlast des Krieges tragen und seine Partner hätten an der Westfront mit ihrer Offensive ganz anders einsetzen müssen. Aber trotz alledem wollen unsere Feinde vom Frieden noch nichts wissen, der gemeinsame Haß hält sie vorläufig noch zusammen.

In Sachen der „Lusitania" ist nunmehr die deutsche Antwortnote an Amerika überreicht worden. Wie zu erwarten, wahrt Deutschland bei aller Höflichkeit und weitem Entgegenkommen doch seinen Standpunkt. In der Note wird betont, daß der Kommandant des deutschen Unterseebootes nicht anders handeln konnte als er gehandelt hat, daß für amerikanische Bürger keine zwingende Notwendigkeit vorliegt, in Kriegszeiten auf Schiffen unter feindlicher Flagge nach Europa zu reisen und daß Deutschland insbesondere nicht zugeben kann, daß ein feindliches Schiff schon dadurch geschützt sei, daß Amerikaner an Bord seien. Im Uebrigen macht die Note mehrere Vorschläge, wodurch der Passagier-Verkehr zwischen Amerika und England mehr als seither gesichert werden könnte, dazu bedarf es aber auch des Entgegenkommens seitens dieser Staaten.

Mit Dank gegen Gott schließen wir auch unsern heutigen Rückblick, Er möge in Gnaden weiterhelfen. Ihm wollen wir vertrauen und gläubig festhalten: der ersehnte Friede kommt, wenn Er es in Seiner Weisheit für gut findet. Unsere Aufgabe ist Treue zu beweisen im Glauben, in der Arbeit, in Bitte, Gebet und Fürbitte. H.

Gem. Blatt.

Schutz der Pferde und Rinder gegen Fliegen.

Pferde und Rinder haben im Sommer unter Umständen schwer unter der Belästigung durch Fliegen, Bremsen und Mücken zu leiden. Die Fortwährende Beunruhigung der sie dadurch ausgesetzt sind, beeinträchtigt ihren Nährzustand und ihre Leistungen in hohem Maße, die Milchproduktion der Kühe kann unter Fliegenplage ganz erhebliche Einbuße erleiden. Es liegt daher im wirthschaftlichen Interesse, die Nutzthiere nach Möglichkeit vor der Belästigung durch Fliegen zu schützen.

Die Maßnahmen die in Betracht kommen, sind verschiedener Art, je nachdem es sich darum handelt, die Fliegen in den Stallungen zu vernichten oder sie auf der Weide oder bei der Arbeit von den Tieren fernzuhalten.

Ein bewährtes Mittel gegen die Fliegenplage in den Ställen besteht in wiederholten Kalkanstrichen der Wände und Decke der Ställe. Es muß frische Kalkmilch benutzt werden und der Anstrich geht unter Benutzung einer Drucksprühpumpe schnell und einfach vonstatten. In der Kalkmilch ist Alaun zu verwenden, man löst diesen in Wasser auf und setzt die Lösung der Kalkfarbe zu. Das Verhältnis ist ein Pfund Alaun auf zwei Gallonen Kalkmilch.

Die Wirkung des Alauns auf die Vernichtung der Fliegen erklärt sich folgendermaßen: Die Fliegen sondern an ihren Füßen einen klebrigen Stoff ab, mit dessen Hilfe sie zum Beispiel an den Fensterscheiben entlang zu laufen vermögen. Da Alaun austrocknende Eigenschaft besitzt, so saugt ein solcher Anstrich die klebrige Masse aus dem Fliegenkörper in größeren Mengen auf als dieser ihn hervorzubringen vermag. Mithin gehen Fliegen, die auf dem Alaun enthaltenden Anstrich an den Wänden und Decken kriechen und sitzen, bald ein.

Zweckmäßig ist auch die Benutzung von Fliegenleim in den Ställen. Man umwikkelt die oberen Hälften von Ständern und Deckenträgern mit Zeitungspapier, heftet solches auch wohl an den oberen Teil der Wände und bestreicht es mit der Klebmischung. Zwei Teile Kolophonium, ein Teil Terpentinöl und ein Teil Leinöl zusammengeschmolzen, geben einen guten Fliegenleim, besonders noch wenn man auf

etwa drei Pfund dieses Leimes ein Pfund Sirup als Lockspeise hinzugibt. Es lassen sich große Mengen Fliegen dadurch vernichten, wenn man überhaupt das Klebpapier öfter erneuert.

Eine Hauptsache aber wird es sein, der Vermehrung der Fliegen in und um den Ställen entgegen zu arbeiten und ihren Zuzug zu verhindern. Der Dünger muß immer prompt aus dem Stalle geschafft und dieser gut reinlich gehalten werden, der Düngerhaufen soll nicht unmittelbar am Stalle liegen sondern sich in einiger Entfernung befinden und am besten an einer durch Bäume oder in anderer Weise beschatteten Stalle. Wenn die Hühner Zutritt zum Düngerhaufen haben, vertilgen sie eine Menge Fliegenlarven und sie tun ihnen gut. Wer sich die Mühe machen will, kann auch öfter um den Rand des Düngerhaufens, wo die Fliegen besonders ihre Eier ablegen, etwas Boraxpulver ausstreuen und dann mit Wasser besprengen, wodurch die Fliegeneier getötet werden.

Während man bei der Vertilgung der Fliegen in den Ställen nur solche Mittel benutzen soll, die keine stark riechenden oder gar stinkenden Stoffe enthalten, muß man bei den für die weidenden und arbeitenden Tiere bestimmten Mitteln vor allem darauf achten, daß sie frei von gesundheitsschädlichen Bestandteilen sind. Da sich die Tiere gern belecken, müssen die Mittel ungiftig sein und dürfen auch selbst bei wiederholter Anwendung **keine Hautentzünd**gen hervorrufen. Dagegen wird man bei den im Freien an den Thieren zu benutzenden Mitteln, die ja nur zur Abwehr der Fliegen dienen sollen, mehr oder weniger starke Gerüche mit in den Kauf nehmen müssen, da diese Mittel hauptsächlich durch den ihnen anhaftenden, die Insekten verscheuchenden Geruch wirken sollen.

Ein recht wirksames Mittel zur Abhaltung der Fliegen von den Tieren ist ein Extrakt aus Walnußblättern; zerschnittene grüne Blätter in Essig gekocht und damit die am meisten den Fliegen ausgesetzten Stellen an den Tieren gewaschen. Eine einmalige Waschung schützt längere Zeit, wohl vier bis fünf Tage. Ebenso gut oder noch wirksamer ist eine Abkochung der grünen Walnußschalen in Wasser, etwa eine Handvoll Schalen auf ein Quart Wasser.

Leider nur wird man Walnußblätter oder Schalen in den wenigsten Fällen zur Verfügung haben, und da ist dann reines Petroleum schließlich ebenso wirksam die Fliegen abzuhalten und hält ebenso vor als irgend eines der im Markt angezeigten und verkäuflichen Fliegen-Abwehrmittel. Es wird mittels einer Sprühpumpe fein über die Tiere verteilt, muß aber spätestens jeden zweiten Tag wiederholt werden. Eine von Versuchsstationen empfohlene Mischung, mit der die Tiere ebenfalls alle zwei bis drei Tage in derselben Weise zu besprühen sind, ist die folgende: 2 Quart „Fish Oil, 1 Quart „Kerosene", 1 Pint „Crude Carbolic Acid", 10 Unzen „Oil Tar und 1 Unze „Oil Pennyroyal".

Zum Schutz der Arbeitspferde gegen die Belästigung durch Bremsen und andere Fliegen empfiehlt sich besonders eine Lösung von Stinkasant (Asa foetida) in Alkohol, womit die den Stichen der Insekten am meisten ausgesetzten Stellen der Haut mit einem Schwamm bestrichen werden, u. außerdem ist die Benutzung von Fliegennetzen zu empfehlen, die sich bei der Bewegung hin und her schieben und dadurch die Fliegen verhindern sich festzusetzen.

Wenn auch alle die angegebenen Mittel nicht von sehr nachhaltiger Wirkung sind (und das sind die im Handel angebotenen Mittel ebenfalls nicht), so bringen sie den Tieren bei häufiger Anwendung doch Erleichterungen, und unter Umständen wird die Fliegenplage während des Sommers zeitweise so groß, daß etwas dagegen unternommen werden muß, wenn nicht große Nachteile daraus entstehen sollen.

—Hausfreund.

Aus der Kinderstube.

P. Rosegger erzählt in seinem Buche: „Mein Weltleben" folgende anmutige Kindergeschichte:

„Ueber Kinder, die heranwachsen, weiß man nichts mehr zu berichten, sie sind wie andere auch — sie sind Leute geworden. Das Kind aber in seinen ersten Jahren, das ist noch ein Charakter, möchte ich sagen. Wenigstens ist es einheitlich, weil es noch keinen jener Zwiespalte kennt, die später den Charkter spalten, weil es noch einfache, wahre Natur ist. Reine Naturmenschen sind wahrhaftig, sie können nicht lügen, denn es ist ganz widernatürlich, etwas anderes zu sagen, als man weiß, anderes zu scheinen, als man ist. Wenn ein Kind nicht an andern die Lüge sähe, von selbst würde es nicht sobald darauf kommen, zu lügen. Ich kenne Kinder, die mit 4 bis 5 Jahren heftige Wahrheitsfanatiker sind, immer in der größten Angst leben, ob sie wohl ja immer die knappe Wahrheit sagen, ein Zeichen, daß sie von der Lüge schon wissen, und daß man ihnen die Lüge bereits als etwas Abscheuliches hingestellt hat. Gewiß oft sehr überflüssig. An mancher Sünde ginge der junge Mensch vorüber, wenn sie nicht gerufen würde, gleichsam ins Leben gerufen, um sie dann mit allergrößter Mühe des Erziehers wieder zu töten.

Da fällt mir unser fünfjähriges Mädel ein, das ist ein ganzer Mann.

„Willst du heute ruhig schlafen, wenn ich dich ins Bett gelegt haben werde?" fragt die Mutter. — „Wollen tu' ich wohl," sagt die Kleine. — „Wirst du mir das versprechen?" — „Ganz versprechen kann ich's nicht. Wenn ein Krug auf den Boden fällt, kann ich nicht schlafen." — „Kind, es fällt ja keiner auf den Boden" — „Wenn mich eine Fliege beißt, kann ich auch nicht schlafen. Wollen tu' ich schon, aber ich weiß nicht gewiß, ob ich kann." — „Wirst du aber ruhig sein und nicht schwatzen?"

Da schweigt die kleine Martha. Wach im Bett liegen und nicht schwatzen dürfen — das ist sehr hart. Am Morgen das erste Wort, das im Hause gesprochen wird: „Mutter, bist schon wach? Haben die Engel auch Strümpfe an? Sind heute die Kirschen schon reif? Warum sind die Wolken? Damit es regnen kann? Aber es soll ja nicht regnen. Werden die Schnecken auch naß, wenn es regnet?" So geht es fort den ganzen Tag. — Keine geistige Arbeit ist so schwer, als einem Kinde alle Fragen, wenn auch bloß einfach, zu beantworten. Versucht es nur einmal, ihr werdet bald sehen, daß euer Verstand und Wissen gerade ausreicht für Erwachsene, daß es aber ganz unzulänglich ist bei Kindern. — Nun das zwölf- und vierzehnstündige Frage- und Antwortspiel soll im Bettchen sein Ende finden. Und weil die Mutter sehr darauf dringt, so verspricht es endlich das Dirndel, es wolle ruhig sein, ganz ruhig. Und sie hält Wort. Wenn sie es einmal versprochen hat, dann bleibt es dabei, ein Wort, ein Mädel! — Was es aber der Kleinen für Anstrengung kostet, das wird nicht erwogen. Die Augenlider preßt sie aufeinander, es hilft nichts, sie kann nicht schlafen. Den kleinen roten Mund hält sie zu mit beiden Händchen, die sie darauf übereinander legt, denn sie will sagen, daß sie nicht schlafen kann, sie will fragen, ob der Krug gewiß nicht zu Boden fallen wird oder ob auf dem Jahrmarkte auch lebendige Nilpferde zu haben sind. Und sie darf nicht und darf nicht, denn sie hat es versprochen, nicht mehr zu schwatzen. — Plötzlich ist alle Not zu Ende, sie braucht die Lider nicht mehr einzupressen, den Mund nicht mehr zuzuhalten — sie liegt im süßen heiligen Kindesschlummer." W.

Die Mennonitische
Rundschau

Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:

C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA.
U. S. A.

18. August 1915.

Editorielles.

— In der letzten Nummer erschien zum zweitenmal die Bekanntmachung des Programms der 51. Lehrerkonferenz, welche am 25. August dieses Jahres in Tabor College, Hillsboro, Kansas, stattfinden soll. Aus Versehen, war diese jedoch zuweit nach dem Hinterteil des Blattes gerückt worden, daß wir fast fürchten, nicht alle Leser möchten sie gelesen haben. Wir bitten daher, noch einmal die 16. Seite der 32. Nummer durchzusehen.

— „Herr, ich warte auf dein Heil!" rief der alte Jakob aus, als er vor seinem Ende seine Söhne segnete; und wie oft mögen nach ihm israelitische Väter sterbend mit Sehnsucht nach dem verheißenen Erlöser ausgeschaut haben, und haben die Erfüllung der Verheißung nicht gesehen. Doch endlich ging sie in Erfüllung: der Heiland kam. Und so wie jene Verheißung buchstäblich in Erfüllung gegangen ist trotzdem die alten Väter, einer nach dem andern, aus dieser Welt scheiden mußten ohne es erlebt zu haben, so wird auch die andere Verheißung, daß Jesus wiederkommen wird, wie seine Jünger ihn einst sahen auffahren, in Erfüllung gehen, obgleich wir noch warten müssen, wie ja auch seine Jünger seine Wiederkunft nicht erlebt haben, was sie wohl als sicher vorausgesetzt hatten.

— Das Sonntagschulwerk der Mennonitengemeinde hier am Orte geht stetig voran. Außer an den Sonntagvormittagen in der Kirche, wo sich hauptsächlich Mennoniten und deren Kinder an dem Sonntagschulunterricht beteiligen, wird solcher Unterricht an den Sonntagnachmittagen von Gliedern der Kirche in mehreren Schulen in der Umgebung von Scottdale erteilt, wo aber die Mehrzahl der Besucher aus Nichtmennoniten besteht. Es ist erfreulich zu sehen, wie sie aufmerksam der Besprechung folgen und sich selbst daran beteiligen. Es gibt noch immer solche, die ein Verlangen haben, mit Gleichgesinnten zusammenzukommen, um Gottes Wort zu lesen und sich darüber zu unterhalten. Wenn ihnen von der eigenen Kirche diese Gelegenheit nicht gegeben wird und sie selbst nicht stark genug sind, sich aufzuraffen, um sich diese Gelegenheit zu schaffen, ergreifen sie gern die Hand, die sich ihnen in dieser Beziehung hilfreich entgegenstreckt.

— Ein Schreiber behauptet: „Um den Tod ist's immer etwas Geheimnisvolles, aber nie so sehr, als wenn Kindheit und Jugend davon betroffen werden." und doch sterben die meisten Menschen jung, lange ehe sie jene Grenze des menschlichen Lebens erreicht haben, welche die Bibel setzt. Gar manche fragen am Sarge ihrer früh abgeschiedenen Lieben, warum das hat sein müssen, ohne eine befriedigende Antwort zu finden. Nur wer es gelernt hat, durch Christum in Gott seinen Vater zu sehen, kann sich trotz Tränen und Jammer zufrieden geben, indem er weiß, daß ohne den Willen des Vaters kein Haar von unserm Haupte fällt, und daß seine Gedanken über uns Gedanken des Friedens sind.

— Vor einigen Jahren brach in Korea plötzlich eine Christenverfolgung aus. Nachdem die Christen dort lange Zeit in Ruhe und Frieden hatten ihres Glaubens leben dürfen und die Kirche bedeutend an Gliederzahl gewonnen hatte, kam dieser plötzliche Schlag so unerwartet und traf viele unvorbereitet, daß nur wenige während der Unterdrückung ein offenes Bekenntnis für Christum abzulegen wagten. Furcht vor der Verfolgung hielt sie zurück. Manche, die noch schwach im Glauben gewesen waren, zogen sich in die Stille zurück und kamen nicht zum öffentlichen Gottesdienst, aber viele, die sich zwar zu den Christen gehalten hatten, jedoch nie wahre Christen geworden waren, fielen zurück und versuchten sogar, wahre Christen zum Abfall zu verleiten. An Gliederzahl nahm die Gemeinde Christi ab, aber es war durch die Verfolgung ausgeschieden worden, was überflüssig und dem Wachstum hinderlich war. So gereichte die Verfolgung den Christen zum Segen, was auch mit der Schrift stimmt, nämlich, daß wir durch viel Trübsal ins Reich Gottes eingehen müssen.

— Wir wissen, daß ohne den Willen unsers Vaters im Himmel kein Haar von unserm Haupt fällt, und doch wird uns manchmal bange, wenn wir in die Zukunft blicken und finden die Aussicht dunkel und verhüllt. Es fehlt uns immer noch das volle Vertrauen, welches Kinder ihren Vätern entgegenzubringen pflegen. Und doch haben wir mehr Ursache und Grund, dem himmlischen Vater alles, auch unsere Zukunft anheimzustellen, denn Kinder Grund haben, ihrem irdischen Vater, auch dem besten, ihre irdischen Sorgen zu überlassen. Vielleicht liegt unsere Zaghaftigkeit auch darin, dß wir nicht willig sind, mit dem Los zufrieden zu sein, welches nach Gottes Rat uns beschieden ist. Wir möchten es so machen, wie die Israeliten, welche dem Könige Rehabeam Vorschriften machten, nach denen sie von ihm behandelt zu werden wünschten. Bei ihnen mag diese Handlungsweise berechtigt gewesen sein, doch unserm himmlischen Vater gegenüber dürfen wir so nicht handeln, denn er ist die Liebe und hat uns so geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken. Wenn er uns etwas versagen oder durch dunkle Wege führen muß, geschieht es nur, weil es zu unserm Heil unumgänglich notwendig ist.

— Vor einigen Jahren wurde auf die Gefahr aufmerksam gemacht, welche der Christenheit vonseiten der zahlreichen Mohammedaner drohe, wenn sich diese einmal alle zusammentun sollten, um die Christen, welche solange in der Welt am Ruder gewesen sind, auszurotten. Da die Mohammedaner die Christen an Zahl weit übertreffen, so schien ein Krieg zwischen diesen beiden für die Christen von vorne herein hoffnungslos zu sein, selbst wenn diese alle zusammenstehen sollten als ein Mann. Daß sie zusammenstehen würden, falls es zu einem solchen Kampfe kommen sollte, daran zweifelten wohl die Wenigsten. Aber heute sehen wir etwas ganz anderes, etwas, daran wohl wenige geglaubt haben würden, wenn man es ihnen damals gesagt hätte: Die Christen haben sich nicht allein in zwei Lager geteilt und bekämpfen sich auf eine grauenerregende Weise, sondern sie schicken einander die gefürchteten Mohammedaner und außer diesen noch wilde Heiden auf den Hals, u' msich gegen-

seitig desto erfolgreicher und grausamer abzuschlachten. In einem Bericht von der Gefangennahme einer größern Anzahl Soldaten heißt es: „Ein sonderbares Völkergemisch! Senegalneger, Engländer, Turkos, Gurkas, Franzosen, Kanadier, Zuaven, Algerier fanden sich hier auf verhältnismäßig kleinen Raum zusammen. Der Osten beschert uns noch Baschkieren, Tartaren, Abchasen, Tschetschenzen, Mongolen, Jakuten, Lamuten und Tungusen. Die ganze Welt speit ihre „Kulturbringer" gegen die deutschen „Barbaren" aus, und Onkel Sam liefert ihnen die Waffen. Und alles im Namen der Humanität!" — Was einst der Herr inbezug auf die verblendeten Juden sagte, daß gilt heute auch inbezug der Christenheit: „Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet. Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen."

— Sonntag morgen, den 8. August war es etwas neblig, und obgleich am Himmel einige Wolken sichtbar waren, ließ es doch nicht darauf schließen, daß es bald ernstlich regnen werde. Aber kurze Zeit nach den flüchtig gemachten Beobachtungen war entfernter Donner zu hören. Man horchte auf, ließ sich deshalb aber nicht in den angefangenen Vorkehrungen zur Fahrt zur Kirche — oder vielleicht zu einer Fahrt zu Freunden außerhalb der Stadt — stören, ist man hier doch daran gewöhnt, von kleinen Sprühregen überrascht zu werden. Nach wieder einer vielleicht halben Stunde krachte plötzlich ein kurzer aber scharfer Schlag, dem in schnellem Wechsel mehrere Blitze u. Donner folgten. Ein heftiger Regen und lebhafter Wind setzten ein, und bald schoß auf jeder Seite ein kleiner schmutziger Strom die Straße hinab. Dies dauert aber nur wenige Minuten, dann sahe wieder alles aus wie vorher, nur daß der Boden schlüpfrig war und Regentropfen an den Zweigen der Bäume und Sträucher hingen. Als wir dann am Nachmittage eine kurze Strecke zur Stadt hinausfuhren, stand am Wege ein Baum, dessen fußdicker Stamm vollständig seiner Rinde entblößt und der Länge nach gespalten war. Die glatt vom Stamm losgelöste Rinde lag noch in breiten Streifen um denselben herum. Als wir in einiger Entfernung von dieser Stelle in ein Haus einkehrten, erzählte man uns, daß der Blitz am Morgen den Baum so zugerichtet habe. Das erinnert uns an den Feigenbaum, auf dem der Herr Frucht suchte, aber keine fand, worauf er den Baum schalt und derselbe sobald verdorrete, daß sich später seine Jünger verwunderten. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir auch von dem Tode eines jungen Mädchens durch Blitzschlag. Eben hatte sie noch neben ihrem Bruder gestanden, und als dieser sich wenige Schritte von ihr entfernt hatte, schlug der Blitz nieder, tötete sie und betäubte den Bruder, der aber bald wieder zum Bewußtsein zurückkehrte. — „Darum seid auch ihr bereit", mahnen uns solche Fälle.

— Mit der Entwicklung der Menschen von niedern Stufen zu den höhern steht es doch nur auf schwachen Füßen. Wir sehen es schon in der Geschichte Israels, daß es mit ihnen statt aufwärts zum Bessern immer abwärts zum Schlechtern ging, und zwar sehr schnell. Sogar an den Königen Israels, welche uns am bekanntesten sind, sehen wir den Niedergang sehr deutlich. David war ein Mann nach dem Herzen Gottes. Er fragte fast bei jedem Unternehmen vorher Gott um Rat und richtete sich nach den empfangenen Weisungen. Wenn er gesündigt hatte, sehen wir ihn in tiefer Reue und Buße daß Angesicht Gottes suchen. Salomo, der Sohn Davids, war vom Herrn zum König bestimmt und machte einen guten Anfang. Es scheint fast, als werde er seinen Vater in dieser Hinsicht übertreffen; er bittet nicht um Dinge für sich selbst, auch nicht, daß seine Feinde in seine Hand gegeben würden, sondern um Weisheit, das Amt, welches er vom Herrn empfangen hatte, recht und gut verwalten zu können. Gott war mit seiner Bitte so zufrieden, daß er ihm dieselbe gewährte und obendrein noch das hinzufügte, was für Salomo zwar sehr wünschenswert war, um welches er aber nicht gebeten hatte. Doch Salomo blieb nicht in dieser Stellung zu Gott, sondern ließ sich verleiten, sein Herz zumteil den Götzen seiner heidnischen Weiber zuzuwenden. Das hatte zur Folge, daß Gott ihm sagen ließ, sein Reich werde nicht ganz auf seinen Sohn kommen, sondern zerteilt werden und der größere Teil einem andern zufallen. Rehabeam, der Sohn Salomos, Davids Großsohn, fragte nicht den Herrn noch erbat sich von ihm Rat und Weisheit, sondern, nachdem er den Rat der alten Männer verworfen hatte, wendete er sich zu dem törichten Rat der Jungen und handelte zu seinem und seines Reiches Schaden. Und wie würde es mit den Christen wenn Gott nicht immer wieder neue Kräfte schickte, die ihnen aufhelfen und sie vorantreiben? Gott sei Dank, der seinen Geist gegeben hat! Fromme Eltern können ihren Kindern viel helfen, indem sie ihnen den Weg zur Seligkeit zeigen, aber daß Suchen und Ringen selig zu werden, müssen die Kinder selbst tun, und wenn beide Teile aufrichtig bemüht sind, wird Gott sicher das Gelingen geben.

Aus Mennonitischen Kreisen.

A. S. Friesen, Steinbach, Man., schreibt den 31. Juli: „Werter Editor und Leser der Rundschau! Grüße euch alle mit dem 23. Psalm und wünsche allen die beste Gesundheit und Gottes reichen Segen! Lasse den lieben Editor und alle, die an uns schreiben wollen, unsere Adresse wissen. Wir wollen sie ändern und zwar von Steinbach, Manitoba, nach Dallas, Polk County, Oregon, U. S. A. Ein jeder möchte sich das merken. Die Aussicht für eine sehr gute Ernte ist vorhanden. Gerste wird schon geschnitten, aber Weizen ist stellenweise noch sehr grün. Es ist möglich, daß es dies Jahr auf Stellen wieder verfrorenen Weizen gibt."

Jacob Entz, Yale, S. Dakota, schreibt am 1. August: „Werter Editor und Leser der Rundschau! Einen herzlichen Gruß mit 1. Petri 1, 18. 19 — eine Großzahlung! Ich hätte schon etwas eher berichtet, aber es ist ja so viel zu tun. Nun wurde ich heute besonders dazu aufgemuntert, hauptsächlich ddurch, daß wir in letzter Zeit lieben Besuch von Kansas hatten, D. E. Harder u. Frau, Br. R. C. Hiebert und Br. F. V. Wiebe und Familie. Wir hatten mehrere Versammlungen, die der gute Gott uns zum Segen setzte und zur Auferbauung seines Reiches. Wir hatten auch etliche Bibellesungen, geleitet von Br. Harder. Und der gute Hirte rief auch etliche Sünder. Er ist ja gekommen zu rufen die Sünder zur Buße u.s.w. Wir haben uns gemeinschaftlich gefreut. Der Ursprung aller Freude ist ja nur Gott. Auchfreuten wir uns, daß die geliebten Brüder zusammen arbeiteten."

Gerh. Harder schreibt den 5. August von Busby, Mont.: „Ein Gruß an Editor und Leser! Ganz unerwartet erhielten wir Papier und Kouverte, um für die Rundschau zu schreiben. Wir sind ja nicht rechte Korrespondenten und erfahren nicht viel Neues auf einer so abgeschlossenen Station, doch wollen wir versuchen, hin und wieder etwas zu berichten. Der vorige Aufsatz hat uns schon drei Briefe eingebracht. — Das Wetter war hier in letzter Zeit schön. Wir haben viel mehr Regen als letztes Jahr. Wir sind gesund und wünschen allen dasselbe.

Herzlich grüßend, verbleiben wir, G. und M. Harder." (Unsere Korrespondenten sind jetzt meistens so in Anspruch genommen, daß wir uns im Kreise der Leser umsehen müssen, ob wir einige Brocken losbekommen können. Herzlichen Dank für die Zeilen! Ed.)

J. Friesen, Ringwood, Okla., schreibt: „Wir Holländer sollten doch aber auch wissen, daß neben der Bartolomäus-Nacht" auch jetzt ein Gog-Magog Krieg tobt, den nicht Frankreich, sondern Preußen, ein Hohenzoller, angestiftet hat mit seinen Kriegsrüstungen. — Als die Hussiten in Böhmen bekämpft wurden, war ein Hohenzoller dabei, der die Hussiten bekämpfte. Während der Schlacht bei Austerlitz waren die Hohenzollern mit Napoleon im geheimen Bunde. Rußland logen sie noch tüchtig vor. Die Preußen sagten, sie würden Napoleon bekämpfen." (Sicher ist es gut, bei der Beurteilung einer Sache sie von allen Seiten gründlich zu untersuchen, aber das muß dann auch geschehen, und nicht bloß mit Aufstellung einer Behauptung jede andere Ansicht niederschlagen wollen. Besonders gilt dies insbezug auf den gegenwärtigen Krieg; denn sogar die Gegner Deutschlands neigen sich immer mehr der Ansicht zu, daß den deutschen Kaiser die Schuld, den Krieg heraufbeschworen zu haben, nicht trifft. Was die Rüstung der Deutschen betrifft, so können wir zwar nicht zugeben, daß solches christlich sei, aber wir können es auch nicht in Bezug der Rüstung anderer Staaten. Wenn Deutschland in dieser Hinsicht alle andern übertraf, so lag das nicht daran, daß diese andern so viel besser waren als Deutschland, sondern, weil sie nicht die Mittel und die Energie besaßen und vielleicht auch unglücklicherweise nicht den richtigen Weg eingeschlagen hatten. Die weltlichen Reiche setzen ihre Zuversicht auf ihre Rüstungen, die Christen dagegen auf den lebendigen Gott. Der Herr verleihe uns Kraft, daß wir uns als Christen bewähren, wenn die Entscheidung an uns herantritt. Ed.)

Was der Schmelz für die Zähne, ist die Scheu für den Menschen. Ist der schützende Zahnschmelz einmal fort, dann hilft alles Putzen und Stochern nichts gegen die Fäulnis. Wer sich über die erste Scheu der Unehrlichkeit wegsetzt, wird bald größere entschuldigen und wird wehrlos gegen Versuchungen. Hütet euch vor der Unehrlichkeit in Worten und Taten. Unser Leben ist nur ein großes Examen.

In der Gefangenenstadt.

Während ich — ein Ausland-deutscher — einige Wochen in der alten Heimat weilte, führte mich der Zufall in ein Gefangenenlager. Durch die Fahrstraße von der sauberen Ortschaft getrennt, dehnt sich die Stadt der Gefangenen breit und behäbig in die Ebene hinein; lauter gleich große Holzschuppen; rechtwinklige Straßenzüge. Es ist ein trüber Wintertag, aber wenn die Bäume der Straße, die Gärten der Ortschaften und die Baumreihen des Lagers sich mit Grün beleben, wird das Bild einer äußern Freundlichkeit nicht entbehren. Bärtige Landsturmposten am Stacheldrahtzaun wollen uns nicht eintreten lassen, sie mustern mißtrauisch den Erlaubnisschein, denn die Erlaubnis wird selten erteilt. Einige Offiziere des Lagerkommandos geben dem Posten die erwünschte Aufklärung; wir treten ein. Das Lager ist von doppeltem Stacheldracht umgeben; zwischen dem inneren und dem äußeren Drahtzaun bleibt ein Raum von etwa 75 Fuß Breite, der von den Gefangenen nicht betreten werden darf. Hier steht dem inneren Eingang gegenüber ein kleines Wachhaus; von seiner hohen Plattform schauen zwei Maschinengewehre über das Lager hin. Solcher Tore gibt es vier, an den vier Seiten des Vierecks, wie in einer Chinesenstadt; wir ziehen an dem zweiten Landsturmposten vorbei durch das Nordtor in die Stadt von 19,000 Einwohnern ein.

Ein seltsames Quartett.

Es ist Feiertag und Nachmittag. Die breite Lagerstraße des französischen Viertels am Nordtor ist wenig belebt; einige Rothosen kehren mit kurzen Besen vor ihren Schuppen; sie grüßen militärisch mit ernstem Blick trauriger Augen. Zu uns gesellen sich zwei Offizier-Stellvertreter, Aufseher des Lagers und nächste Vorgesetzte der Gefangenen des Stadtviertels. Es sind interessante Männer, lebenserfahren, weltkundig und tatkräftig; der eine kommt aus Transvaal, wo er Grubeningenieur war; der andere ist Architekt im Auslande gewesen; zum Kriege sind sie freiwillig in die Heimat geeilt. „Wollen Sie nicht ein Konzert hören?" fragt man uns. Ein Konzert? Hier im Gefangenenlager? Wir durchschreiten einige Straßen des Lagers; auffallend ist die Ruhe, die Franzosen halten den Nachmittagsschlummer des Feiertags.

In einem kleinen Zimmer eines Schuppens sitzen vier Franzosen an einem eisernen Ofen; schäbige Uniformen, dünne fahlrote Hosen. Auch später fiel mir auf, daß die Franzosen am dürftigsten bekleidet waren, am besten die Russen. Die vier Franzosen sehen sich ähnlich: schmale Gesichter, dünne Bärte, trüber Ausdruck. Sie haben ein Notenpult zwischen sich: an der der Tür zugekehrten Seite steht in hingeworfenen Buchstaben **Quartett Lecomte.** Herr Lecomte, in seiner Heimat ein namhafter Künstler, erwidert unseren Gruß, die Geige in der Hand; zu seinem Orchester gehört noch eine zweite Geige, die Bratsche und das Cello. Nun gibt er das Zeichen; Schumanns Träumerei erklingt, und draußen vor dem Fenster sammeln sich lauschend einige Franzosen in gemessener Entfernung. Klar und voll schwebt Schumanns schöne Tondichtung durch den dürftigen Raum. Die traurigen Augen der vier Franzosen ruhen auf den Noten, aber ihr Denken, ihr Träumen, mag auf Flügeln ihrer Töne nach Westen und nach Süden ziehen und dem begegnen, was von dort herüberstrebt, hierher, wo sie in schäbigen Soldatenkleidern unter trübem Himmel deutschen Ohren ihre Kunst gönnen. Ich danke den Künstlern für die Ueberraschung, und mein Blick haftet auf den Instrumenten. Sie sind weiß, von weißem Naturholz, Geigen, Bratsche und Cello. Herr Lecomte reicht mir seine Geige und erklärt: „Sie ist aus Lindenholz von Postkisten; wir haben die Geräte selbst angefertigt, lesen Sie hier „Art et captivite"; ein geschickter gefangener Mechaniker hat uns geholfen, und Ihre Herren im Lager haben unsere Arbeit unter ihren Schutz genommen. Das Holz eignet sich überraschend gut; an Zeit und Geduld zur Bearbeitung hat es uns nicht gefehlt." Wir staunen. „Die Instrumente werden Ihnen eine wertvolle Erinnerung an diese Zeit sein, die ein baldiger Frieden abkürzen möge." — „Sie werden auch eine Erinnerung sein," erwiderte der Franzose mit höflicher Wärme, „an alle die Freundlichkeiten, die man uns hier erwiesen hat."

Die Lagerstadt hat einige 70 Schuppen. Von den leeren Baracken des französischen Viertels ist eine zum — Theater geworden. „Wir sind zwar nicht die Vergnügungsbeamten dieser Herrschaften," erklärt der Herr aus Transvaal, „aber jeder vernünftige Antrieb, der der Ordnung und Zucht nicht schadet, wird unterstützt. So sind wir hier Theaterunternehmer geworden."

Aus der Theaterbaracke klingt Lachen u. Lärmen. Ein Dutzend junger Rothosen

springt dort vergnügt umher; einer schwingt den Farbentopf und schleudert grüne Kleckse auf eine Bretterwand, das ist der entstehende Laubwald; andere zimmern an den Schiebewänden; aus dem halbfertigen Souffleurkasten schaut wie ein S. aus seinem Kästchen ein listiges Spitzbubengesicht. Bei unserem Eintritt schweigen die Künstler und grüßen. Der Herr aus Transvaal erklärt, daß schon mehrere Vorstellungen unschuldiger Scherze gegeben worden seien, Eintritt 50 Pfennig; Gesamtgewinn bisher einige tausend Mark. „Wir verwalten das Geld, zahlen die Künstler, d. h. schreiben ihnen die Beträge gut, die der Künstlerausschuß ihnen zuerkennt und die ihnen bei der Entlassung aus der Gefangenschaft übergeben werden sollen. Neulich erschienen die Künstler bei dem Kommando und baten uns, tausend Mark als Geschenk für die Ortsarmen anzunehmen. Da mußten wir sie auslachen, denn es gibt hier keine Ortsarmen; so verwalten wir diese Gabe zugunsten armer Gefangener." Kaum haben wir das Theater verlassen, so erklingt wieder heiterer Lärm hinter uns. Es war jedenfalls der vergnügteste Winkel der Gefangenenstadt.

Die Kunstausstellung.

In der Kunstausstellung des Lagers, jawohl Kunstausstellung, es ist kein Irrtum, sah ich dann ein Aquarell eines gefangenen Künstlers: Gottesdienst in der Gefangenschaft. Man blickt von hinten in die Kirche über kniende und gebeugte Franzosen; am Altar der Priester ihres Volkes; wallende Weihrauchdämpfe um Kerzenlicht; am Eingang stehen sinnend und andächtig mit herabgezogenen Fellmützen einige Russen sibirischer Regimenter. In diese Kunstausstellung führt man uns jetzt. Da ist ein großes Zimmer in einem anderen leeren Schuppen; die sauberen Tische sind mit weißer Leinwand belegt, und dort sehen wir Hunderte von kleinen Schnitzarbeiten, Nachbildungen von militärischen Ausrüstungsstücken, von Holzschuhen, zierliche Modelle von Flugzeugen, von Troßwagen, auch Statuetten von französischen Soldaten, Bilderrahmen, Salatlöffel; an den Wänden Zeichnungen in Kohle und Bleistift, Bilder in Wasserfarben und Oel. Es sind kleine Kunstwerke darunter: Köpfe gefangener Tscherkessen und Kosaken, „Briefe aus der Heimat", „Ankunft neuer Gefangener im Lager", „Gräber in Feindesland" usw. Und die Preise, die neben den Namen des Künstlers auf den Bildern vermerkt sind, bringen dies zum Ausdruck. Man liest 100, 180, 200 Mark. An der Tür hat uns ein kleiner Mann in roten Höschen empfangen, der Direktor der Ausstellung; sein Name ist Rotschild. Er spricht ziemlich gut Deutsch und behauptet lächelnd, einer der fünf Frankfurter zu sein. Ihm liegt die Verwaltung der Ausstellung ob, die Abführung der Gelder an das Kommando gegen eine Anweisung, den Betrag bei der Entlassung zu erheben. Der Direktor ist vergnügt und eifrig; in Erinnerung an die in Petersburg stets geöffnete Wystawka kustarnych isdel, die Ausstellung der Hausindustrie, frage ich, ob denn die Russen des Lagers nicht zur Ausstellung beitragen. Man habe daran gedacht, aber es sei besser, die Franzosen allein zu lassen. Und die Engländer? Es zuckt verächtlich in den Mundwinkeln des Herrn Direktors, er scheint nicht viel von dem Kunstsinn und dem häuslichen Fleiß seiner englischen Verbündeten zu halten. Und die Belgier? Herr Rotschild meint, es gebe im Lager nur wenige, und alle seien in dem Kaufhause des Lagers angestellt.

Er hatte recht. Dieses Kaufhaus enthält alles, was der Gefangene an dringenden erlaubten Kleinigkeiten braucht: Wäschestücke, Halstücher, Schuhe, Zigarren u. Zigaretten, alkoholfreie Getränke, Briefpapier und mancherlei Kleinkram. Ernst und zurückhaltend wirken dort die Belgier. Sie haben die täglichen Einahmen an das Kommando abzuführen, das die Verkaufssachen gestellt hat. Es sieht hier etwas orientalisch aus. Das Kaufhaus gleicht einem großen türkischen Bakal. Die Hauptkunden sind Franzosen, aber auch Russen stehen an dem sehr breiten offenen Verkaufsfenster und radebrechen mit den belgischen Verkäufern.

Ordnung bei den Russen.

Wir gehen in das russische Stadtviertel. Schon von weitem klingt Gesang zu uns, wie wir ihn auch in Bulgarien hören; der Vorsänger singt mit heller Stimme das Marschlied, die andern fallen dröhnend ein. An einigen Schuppen haben die Russen Marschkolonnen gebildet und marschieren nach dem Takt des Liedes um ihre Schuppen herum. Das ist ihr Vergnügen, erklärt man uns. Auffallend ist die gute Kleidung der Russen, Hosen, Stiefel, Mäntel in Grau, sind meist gut und neu, besonders die Mäntel. Die schwarzen, festangezogenen Lederriemen über den Mänteln geben der Erscheinung etwas Soldatisches, dessen die andern gefangenen Völker entbehren. Dazu frische, fröhliche und gesundrote Gesichter. Gefangene sind immer neugierig; so lösen sich denn bei unserer Ankunft die russischen Marschkolonnen auf, u. die Leute eilen in ihre Schuppen wohl in der richtigen Annahme, daß wir sie dort besuchen werden. Bei unserm Eintritt stehen sie stramm neben ihren Strohsäcken. Laut schallt im Takt ihre Antwort auf unsern Gruß, so wie wir es in Bulgarien hören. Der älteste Unteroffizier des Schuppens tritt an unsere Offiziere heran und meldet auf russisch, daß alles in Ordnung sei.

„Wie lebt ihr hier?" fragte ich einen handfesten Russen; aus seinen Achselklappen sehe ich, daß er zum 27. sibirischen Regiment gehört. „Ich danke untertänigst," erwidert der Russe, „gut." „Habt ihr zu essen?" Der Russe sagt ohne Besinnen: „Wir sind zufrieden." Da ertönt plötzlich aus dem Hintergrunde des Schuppens eine helle Stimme: „Nein, ich bin hungrig." Unter großer Heiterkeit wird ein Musikknabe gebracht, ein netter kleiner Kerl von etwa 14 Jahren in sauberer Uniform. „Wie kommt das, du Knirps, daß du allein hungrig bist? Haben die andern dir dein Brot genommen?" Er brummt trotzig: „Ich bin hungrig." Die salomonische Entscheidung der begleitenden Offiziere lautet: Der Bengel, der im Wachstum ist, soll sich jeden Morgen ein zweites Brot von der Lagerhauptwache holen. Der Junge dankt, aber er scheint doch noch Zweifel zu haben, ob er im Gefangenenlager in Deutschland jemals satt werden wird.

Der russische Schuppen überrascht durch Ordnung und Sauberkeit, wie überhaupt der russische Soldat in Haltung und Gebahren vorteilhaft von seinen Bundesbrüdern absticht. Die Strohsäcke sind sorgsam ausgerichtet ein Schlemmer, der irgendwo Bretter erstanden hat, hat sich eine Art Sarg gezimmert, in dem er wahrscheinlich vortrefflich schläft. In dem Zimmer der Unteroffiziere sehe ich einen Wachtmeister der Kosaken mit zwei Georgskreuzen auf der Brust; die Unteroffiziere haben erhöhte Holzpritschen; an den Wänden Ausschnitte mit Bildern aus deutschen Zeitschriften. Vor jedem Schuppen ist eine Anlage zum Waschen; dort sind Leute beschäftigt, das heiße Wasser, das ihnen ihre Küche liefert, zum Waschen ihrer Hemden zu benutzen. Die Küche ist an jeden Schuppen angebaut, man überläßt es den Offizieren unter den Bewohnern, die Zubereitung und die Verteilung zu ordnen; der Satz ist für jeden Gefangenen derselbe wie für den deutschen Soldaten in Friedenszeit. Unsere Offiziere erklären, daß sie niemals bei den Rus-

sen einschreiten müssen, sie seien ihren Unteroffizieren gehorsam, bescheiden und gutmütig.

Aus Kitcheners Heer.

Das englische Viertel hat nur einen belegten Schuppen. Draußen schlendern einige von ihnen umher und suchen uns auszuweichen oder zu übersehen. Wir staunen und begreifen, daß der im Auslande reisende Engländer zwar auch nicht sympatisch, ist, aber doch wenigstens sauber; das arme englische Volk, das seine Kinder in Kitcheners Heer entsendet, scheint in seiner Lebensführung sehr tief zu stehen. Seht sie dort, die Freiwilligen! Daß sie mürrische Mienen zur Schau tragen, soll man nicht übelnehmen, auch der theatralische Dünkel, durch den sie den Abstand zwischen sich und den Gefangenen anderer Länder, auch wohl zwischen sich und dem deutschen Soldaten zeigen wollen, soll durch Dummheit entschuldigt werden; man liest in den ledernen Gesichtern die Absicht und die Freude an der Widersetzlichkeit.

Die Uniformen haben sie schnell an die Franzosen verkauft, bevor das Kommando diesen Handel und das Tragen fremder Uniformstücke untersagen konnte; fast alle tragen lumpige Zivilkleider; ein Zug von moralischer und körperlicher Verwahrlosung geht durch diese Baracke; eine große Anzahl ihrer Bewohner stammt aus dem berüchtigten Londoner Viertel Whitechapel. Wir unterstützen jeden vernünftigen Antrieb zur Beschäftigung." sagt der Aufsichtsoffizier. Die Franzosen sind beweglich und anstellig; die Russen singen und marschieren; die Engländer schweigen trotzig. Sie treiben keinen Sport, sie schweigen; mit der Zeit wissen sie nichts zu tun. Anfangs wollten die Engländer nicht kochen; sie seien Soldaten und keine Köche. Man bedeutete sie, einige Mann zu den Russen oder Franzosen zu schicken und es dann zu machen wie jene. Die Engländer zogen vor, zu hungern. Da sagte man ihnen: Recht habt ihr, zu essen braucht ihr nicht; Hungerausstand zieht bei uns nicht. Dann fand man, daß mehrere Gasthausköche unter den gefangenen Engländern waren. Jawohl, erklärten diese, im Gasthaus kochen wir, aber hier nicht. Endlich besannen sich die Hungerkünstler, und jetzt kochen sie wie die andern. Die Engländer sind von ihren Familien vernachlässigt; täglich rollen zwei große Wagen mit Postpaketen ins Lager; für die Engländer ist fast niemals etwas dabei." — Germania.

Die Mennonitische Rundschau

ist ein Familienblatt, welches in allen Gemeinden der Mennoniten gelesen wird und welches in den Ver. Staaten, Canada, Deutschland, Oesterreich, Rußland, Afrika, Indien, Palästina, Asien, China und Südamerika seine Leser hat.

Die „Rundschau" bringt Korrespondenzen und Nachrichten aus allen Gegenden wo Menonniten wohnen.

Berichte, Einladungen und Nachfragen, welche von allgemeinem Interesse sind, finden stets unentgeltliche Aufnahme. Die „Rundschau" war und ist dazu sehr geeignet, und durch Vermittelung derselben, haben sich viele Freunde gefunden, manche Sehnsucht wurde gestillt und viele Thränen wurden getrocknet.

Die „Rundschau" erscheint wöchentlich und wird jetzt 20seitig herausgegeben. Der Preis für Amerika ist nur $1.00; für Rußland $1.50 oder 3 Rubel per Jahr.

Der Christliche Jugendfreund

ist ein illustriertes Sonntagsschulblatt; sorgfältig redigiert und ist allen christlichen Familien bestens zu empfehlen. Erscheint auch wöchentlich. Preis per Jahr für Amerika nur 40 Cents; für Rußland 55 Cents. Wer „Rundschau" und „Jugendfreund" zusammen bestellt und im Voraus bezahlt, bekommt beide Blätter, in Amerika für $1.25 und in Rußland für 3 Rubel 60 Kop. per Jahr.

Man adressiere alle Bestellungen an

Mennonite Publishing House

SCOTTDALE, PENNA.

Aus der Schweiz.

Vom Kriege. Bei einem Seegefecht in der Ostsee zwischen einigen deutschen und russischen Kreuzern wurde das deutsche Kriegsschiff „Albatros" infolge Nebels von dem übrigen Geschwader abgedrängt und, von den Russen verfolgt, auf schwedischem Gebiet und noch stark beschossen. — Schweden hat bei der russischen Regierung gegen diese Neutralitätsverletzung protestiert.— Ein italienischer Panzerkreuzer wurde durch ein österreichisches Unterseeboot torpilliert und versenkt. Der größte Teil der Besatzung konnte gerettet werden. — Im Westen scheint sich mit dem Eintreffen neuer Kräfte eine neue deutsche Offensive vorzubereiten, oder sie hat schon bereits an einigen Punkten eingesetzt, wie aus den beidseitigen Kriegsberichten zu ersehen ist. Wo der stärkste Stoß einsetzen wird, ist noch nicht ersichtlich. Ein Londoner Blatt läßt sich aus Nordfrankreich berichten, die Deutschen hätten a mYser-Kanal über hundert 15zöllige, schwere Geschütze in Stellung gebracht, um sich einen Weg nach Calais zu bahnen.

Die kommenden Schlachten würden nur noch Artillerieschlachten sein, und Sieger werde bleiben, wer die meisten und größten Geschütze besitze. — Im Osten ist die Lage in den letzten Woche ziemlich unverändert geblieben. Die deutsch-österreichische Offensive ist in Polen, zwischen der Weichsel und dem Bug, durch starke russische Kräfte, die herangezogen wurden, aufgehalten worden. Ob die Russen noch Offensivkräfte genug besitzen, um die Cholm-Lublin-Iwangorod-Linie zu schützen, wird sich bald zeigen. Würde diese Linie durchbrochen, so ständen die Verbündeten vor Warschau, das sich dann auch kaum lange halten könnte.— Auf dem italienischen Kriegsschauplatz mehren sich die von schweren Blutopfern begleiteten Mißerfolge der italienischen Offensive. — Ueber den Grund der gegenwärtigen Untätigkeit der Serben hat sich der in Italien weilende serbische Abgeordnete Stojanowitsch, Präsident der serbisch-italienischen Liga, gegenüber einem Vertreter des Blattes „Avanti" ausgesprochen. Er sagte: „Auf den Mai war ein gleichzeitiges Vorgehen aller Verbündeten gegen den deutsch-österreichisch-türkischen Dreibund vorgesehen. Dieser Plan, dem die Reise des französischen Generals Pau nach Rußland und dem Balkan nicht fernstand, stützte sich auf die Teilnahme Italiens und Rumäniens am Kriege. Danach hätte Rußland in die ungarische Tiefebene und Serbien in Bosnien einfallen sollen. Aber die Neutralität Rumäniens und der russische Rückzug aus den Karpathen hätten zur Aufschiebung des Planes gezwungen und auch Serbien gehindert in Aktion zu treten, um so mehr, als wenige Kilometer von der serbischen Grenze die von den Ungarn und den Deutschen angelegten Schützengräben beginnen. Uebrigens, meint Stojanowitsch allzu optimistisch, habe der Rückzug der Russen nur strategische Bedeutung und keineswegs die Bedeutung eines Zusammenbruches. Auch sei daran nicht der Mangel an Munition schuld, sondern nur die momentane, mit Kraftanstrengung der Zentralmächte erreichte numerische Uebermacht derselben. Es werde sich bald zeigen, daß ihr Sieg in Galizien ein Pyrrhussieg war. Die Russen würden mit den neuen, in Ausbildung begriffenen Truppen unter Beihilfe Rumäniens die Offensive wieder aufnehmen. Inzwischen könne aber Serbien, das auf zwei Seiten offen liege und die furchtbaren Hindernisse der Donau und der Sau vor sich habe, sich selbstverständlich nicht allein gegen Ungarn wagen. Was die von Stojanowitsch bekundete Hoffnung auf Rumänien betrifft, wollen wir heute nicht mehr Worte verlieren. In den Hauptstädten des Vierverbandes selber schraubt man die Hoffnung Rumänien, Bulgarien und Griechenland gegen die Zentralmächte mobil machen zu können, von Tag zu Tag tiefer. In Rußland sind die führenden Minister zurückgetreten und durch liberale ersetzt worden. Es herrscht nun kaum noch ein Zweifel darüber, daß die fortschrittliche Strömung in Rußland Gewinne zu buchen hat, über die sie ohne den Krieg und den auf Munitionsmangel zurückzuführenden Mißerfolg in Galizien nicht hätte verfügen können. Der russische Rückzug aus Galizien hat also bis ins innerpolitische Leben Rußlands hinein gewirkt, denn mit ihm zogen sich die Vertreter der starren Reaktion aus der Landesregierung zurück. Die Räumung Lembergs wird das Merkdatum dieses innerpolitischen Umschwunges in Rußland sein.

— Zionspilger.

Die Missionsfrau inmitten der heidnischen und heidenchristlichen Umwelt.

Br. Danneberger in Sandy Bay in Nicaragua äußerte im vorigen Jahre in einer unserer englischen Zeitschriften Gedanken über die oft recht schwierigen Verhältnisse, von denen eine Missionsfrau im Heidenlande umgeben ist. Diese Nöte werden ja auf den einzelnen Missionsgebieten sehr verschieden sein. Je zivilisierter Land und Leute sind, um so weniger werden „Opfer" zu bringen sein; doch immer bleibt die Trennung von de nLieben, die fehlende Gemeinschaft mit den Gliedern der heimatlichen Christengemeine, Verzicht auf so manche geistige Anregung, die daheim geboten wird. Jedenfalls können uns die folgenden Zeilen zu treuem Gedenken und Händefalten für unsere Missionsfrauen, für alle Schwestern in der Arbeit und dann auch für ihre Familien anregen.

Dr. Campbell Morgan sagt in einem seiner Bücher: „Es ist Heldentum, wenn der Soldat auf dem Schlachtfeld dem Tod ins Auge schaut. Es ist aber größeres Heldentum, wenn ein Mädchen der bequemen und behaglichen Heimat den Rücken kehrt und sich einem weit entfernt liegenden Lande zuwendet, in dem Wildheit und Grausamkeit wohnt, wenn sie die blühendsten Tage ihres Lebens in einem stillen, beharrlichen und aufopferungsvollen Bemühen zubringt, um ein verachtetes und gesunkenes Volk zum Licht zu führen." Die Frau, die nicht nur um ihres Gatten willen, sondern in erster Linie um des Herrn willen die Behaglichkeit mit einem bescheidenen Heim unter fremden Leuten in ungewohnten Umgebungen vertauscht, spricht wohl von Heldentum und Opfern nicht gern, sieht es vielmehr als Vorrecht an, dem Herrn zu dienen. Aber wenn man besseres Verständnis und größeres Interesse für ihre Arbeit wecken will, so muß man davon berichten, welche Anforderungen an die Frau gestellt werden, wenn sie Kraft, Zeit und Liebe opfert, um ein unsittliches, abergläubisches und grausames Volk auf eine höhere Stufe zu heben. Wenn die junge Missionarsfrau der Heimat Lebewohl sagt, so scheidet sie von allem, was ihr von Jugend auf lieb war, von Angehörigen, Freunden und Stätten der Gottesverehrung. Natürlich wußte sie, daß dieser Schritt getan werden mußte, aber erst, wenn sie mitten hinein versetzt ist in die Atmosphäre des Heidentums, das ihr kaum etwas bietet, was sie in ihrem geistlichen Leben ermutigen und sie intellektuell anregen könnte, wird es ihr ganz klar, was dieser Bruch mit der Heimat bedeutet. Die Leute mit ihrer tiefstehenden Moral verstehen sie nicht und können sie nicht trösten, im Gegenteil werden diese Leute ihrer Unreinlichkeit und ihrer Grausamkeit wegen wohl noch die bittere Frage im Herzen wachrufen: Werde ich diese Leute je lieben lernen? Doch weil sie überzeugt ist, einem höheren Rufe gefolgt zu sein, sieht sie nicht mit Verachtung auf die durch die Sünde zerschlagenen und entstellten Gesichter herab, sondern sieht selbst aus ihnen noch das Ebenbild Gottes hervorleuchten; um dessentwillen, der da kam, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, versucht sie zu lieben. Doch erst, wenn sie ihre Sprache gelernt hat, fühlt sie, daß sie einen Anteil an ihrer Hebung und Veredelung nehmen kann. Aber ach, je mehr sie nun mit den Sitten der Leute bekannt wird, um so mehr blickt sie in Verhältnisse hinein, die sie abstoßen, in einen Abgrund von Sünden, von denen sie bisher nichts gehört hat! Doch sie hat die Hand an den Pflug gelegt und darf nicht zurückschauen. — Heldenmütig greift sie in die Arbeit ein. An der Arbeit des Gatten nahm sie längst ein lebhaftes Interesse. Und das immer mehr: Ist er voll Kummer, so leidet sie mit ihm, tut ein Sünder Buße, so freut sie sich mit ihm; wenn die, die sein liefen, dem Herrn Unehre machen, trauert sie mit ihm, und sie betet mit für die, die noch in Finsternis sitzen. Sie nimmt auch täglichen Anteil an der Arbeit, sie steht dem Gatten zur Seite beim Unterricht der Kinder und opfert einen Teil ihrer Zeit und

Kraft für Unterricht und Erziehung der stumpfsinnigen und unverständigen Kleinen, die anfangs nicht einmal einsehen, warum sie eigentlich lernen sollen, denn sie sind gewohnt, nur das zu tun, was sie wollen, und auch das nur dann, wann sie wollen. Nur durch Selbstbeherrschung vermag sie die wilden, disziplinlosen Kindern der Steppe zu beherrschen, und nur Liebe verschafft ihr die nötige Geduld. Oft ist ihr die Anstrengung fast zu viel, und sie ist geneigt, sich einem Ausbruch von Tränen hinzugeben, aber der Gedanke, die auch zu Teilhabern des Himmelreiches Berufenen heranzubilden, erfüllt sie mit neuem Mut. — Daneben widmet sie sich den Pflichten des Haushalts. Glücklicherweise ist die Dienstbotenfrage auf dem Missionsfeld nicht so schwierig wie daheim, ohne viel Mühe findet sie Dienstboten. Freunde in der Heimat wundern sich oft, daß sie mehr als einen beschäftigt, es liegt aber kein Grund vor, sie darum zu beneiden, denn nur selten wird sie ein Mädchen finden, auf das sie sich verlassen kann; im Gegenteil, in allen Einzelheiten wird sich das Mädchen auf sie verlassen, und obgleich die Gehilfin ihre Arbeit willig tut, muß doch die Missionarsfrau für alles sorgen und nach allem sehen. Aber wie schwierig ist es, für alles zu sorgen in einem Lande, in dem man die Lebensmittel, mit denen die Europäerin umzugehen gelernt hat, kaum erhalten kann, und wo auch die Landesprodukte, wie Fleisch, so spärlich vorhanden sind, daß sich die Europäerin oft nach den Fleischtöpfen ihrer Heimat sehnt; während man wieder zu anderen Zeiten genötigt ist, in solchem Ueberfluß einzukaufen oder einzutauschen, daß man kaum weiß, wie man über die Vorräte verfügen soll. — Wie schwer ist es weiter, über die eigenen kleinen Lieblinge zu wachen, die an einem Ort voll von Uebeln aufwachsen. Die Mutter kann sie nicht durchs Dorf spazieren gehen oder im nahen Gehölz spielen lassen, denn sie könnten etwas hören und sehen, was ihnen schadete. Da sie kein zuverlässiges Kindermädchen hat, muß sie alles für die Kinder selbst tun. Und zieht dann Krankheit ins Missionshaus ein und die Mutter ist nur auf die Hilfe eines Amateur-Doktors angewiesen, dann lernt sie sich auf die Verheißung zu stützen: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage." Dann aber kommen die Tage, wo die Kinderausstattung für die Europareise zu machen ist! Mit kummervollem Herzen und tränenfeuchtem Auge packt sie den Koffer, bis sie eines Tages mit dem Gatten Abschied nimmt von den Kindern, die noch nie das Elternhaus verlassen und nun Tausende von Meilen über das Weltmeer ziehen müssen. Nur nach vielen Jahren der Trennung begegnen sich Eltern und Kinder wieder; die letzteren sind inzwischen vielleicht schüchtern und zurückhaltend geworden gegenüber Vater und Mutter, die in früheren Jahren nächst der Gemeinschaft mit Gott und mit einander Trost und Erquickung doch eben dem Umgang mit diesen ihren Kindern verdankten.

Nehmen wir all diese Opfer und Leiden einer Missionsfrau zusammen, so könnte man wohl erwägen, ob es nicht besser wäre, wenn der Missionar ehelos bliebe, aber diese Frage muß man schon nach wenigen Monaten Aufenthalt im Missionsfelde verneinen. Die Eingeborenen sehen die Ehe als etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches an. Ehelosigkeit würden sie nicht verstehen, bei sich nicht und nicht bei anderen. Und es gibt sicherlich unter solchen Leuten nichts, das besser bindet, als gemeinsame Elternrechte und -Pflichten. Ferner zieht der Missionar doch hinaus, nicht nur um einzelne Seelen, sondern um ein ganzes gesunkenes Volk zu gewinnen. In der Heimat beklagen ernste Männer und Frauen den Verfall des Familienlebens, der zu den Folgen führt, daß der moderne junge Mann einer Verehelichung und die Frau der Verantwortung einer Gattin und Mutter aus dem Wege geht. So betont der Missionar nicht minder den großen Wert des Familienlebens, weil das Wohlergehen der Leute als einer Nation auf dem Familienleben beruht. Und wenn er die Grundsätze eines christlichen Familienlebens ihnen darlegt und selbst nicht in der Lage ist, sie ihnen vorzuleben, fühlt er sich behindert. Zu solchem Vorleben ist nichts notwendiger als ein eigenes Heim. Dazu kommen die Freuden und Ermutigungen, die die Kinder den Eltern bieten, die ja sonst selten Gesellschaft haben, in der sie ganz verstanden werden. Wenn die Last der Arbeit und Verantwortung schwer werden will und Mutlosigkeit und Kummer das Herz erfüllt, dann erscheinen die Kleinen mit ihrer Schlichtheit und Vertraulichkeit den Eltern wie dienende Engel. Und hat man sie zur Erziehung in die Heimat schicken müssen, dann vermißt man sie schmerzlich. Wieder kommen Zeiten, wo die Frau ganz allein auf ihre Kinder angewiesen ist. Den Gatten rief die Pflicht auf Tage oder Wochen hinaus. Das Reisen zur See im kleinen unreinen Fahrzeug ohne jede Bequemlichkeit, oder zu Land in einer Gegend voll von Bächen und Sümpfen, ohne Wege, verbietet der Frau in den meisten Fällen den Gatten zu begleiten. Sehr oft kann sie die Zeit der Einsamkeit nicht einmal mit der Gattin eines anderen Missionars verbringen, denn die Entfernung zur nächsten Station ist zu groß und das Reisen geht nicht ohne Beschwerde und Gefahr ab. Sie entschließt sich daher, allein zurück zu bleiben und der verwaisten Gemeine noch von Nutzen zu sein. Sie sorgt sich, ob der Gatte das Ziel erreicht. Aber bei den mangelhaften Postverbindungen empfängt sie nicht einmal die Briefe, kann also auch die Fragen der Kleinen nach dem Zeitpunkt der Rückkehr des Vaters nicht befriedigen. Das Geheimnis des kühnen Glaubens inmitten all dieser Beschwerden, zu denen sich nicht selten die Sehnsucht nach der Heimat zu Zeiten fast überwältigend gesellt, liegt in der Gemeinschaft mit unserm Gott und Heiland und in dem Segen, den diese gewährt. Möchten alle, denen das Missionswerk am Herzen liegt und die Teilnahme hegen für die, die in der Hitze des Gefechts stehen, mit ihren Gebeten ihrer gedenken. Den Männern und Frauen aber, die in völliger Hingabe an den Dienst des Herrn, auch bereit sind, Leiden willig zu ertragen, wird gelten die Verheißung, daß sie mit zur Herrlichkeit erhoben werden.

— Missionsbl. der Brüderg.

Geschichte des Prozesses Becker-Rosenthal.

Die Hinrichtung Beckers wurde schon in der vorigen Nummer gemeldet. Siehe daselbst Seite 16.

16. Juli 1912. — Der Spieler Hermann Rosenthal wird von angeworbenen Gunmen erschossen. Dieser Mord bildete den Höhepunkt der sensationellen Verhandlungen, in denen Rosenthal den Polizeileutnant Becker beschuldigte, Polizeiprotektionen verkauft und dadurch Tausende von Dollars (Graft Money) gemacht zu haben.

Becker, im höchsten Grade der Teilnahme an dem Verbrechen verdächtig, wird seines Amtes enthoben. Jack Rose, sein Mitschuldiger, bekennt seine Verbindung mit Becker und gesteht, daß er von diesem den Auftrag bekommen, Rosenthal zu töten.

29. Juli 1912. — Die Großgeschworenen werden zusammenberufen und sprechen Becker innerhalb zweier Stunden „schuldig des Mordes,"

7. Oktober 1912. Weitere Verhandlun mit Sam Schepps, einem neuen Zeugen gegen Becker.

24. Oktober 1912. — Schuldig des Mordes im ersten Garde.

Märtyrer-Spiegel.

Die fünfte deutsche Auflage ist im Druck. Schickt Eure Bestellung bald ein, weil der Preis billig ist, $3.50 per Exemplar in Ledereinband. — Eine Konkordanz zu diesem Märtyrer-Spiegel wird bald gedruckt; ein schönes, wertvolles Büchlein. Preis 10 Cents. Dutzend $1.00. Schickt Eure Bestellung an

L. A. Miller.

Arthur, Ill.

30. Oktober 1912. — Verurteilt zum elektrischen Stuhl in der Woche vom 9. Dezember 1912.

24. Februar 1914. — Zweite Verhandlung bewilligt.

6. Mai bis 22. Mai 1914. — Abermalige Verurteilung.

Festsetzung des 6. Juli. 1914 als Tag der Hinrichtung. Infolge der Entscheidung des höheren Gerichts wird die Hinrichtung aufgeschoben. —Germ.

Aus britischer Quelle.

London, 19. Juli. — Berichte, welche England während der letzten Tage erreicht haben mit Bezug auf die Dardanellen Operationen und besonders auf die türkischen Verteidigungsmittel, haben zu der Ueberzeugung geführt, daß ein Sieg, welcher Konstantinopel den Verbündeten preisgeben würde, innerhalb sechs Wochen in Aussicht steht.

Im Allgemeinen gesprochen, wird diese zuversichtliche Erwartung als übermäßig optimistisch angesehen, aber sie kommt aus einer Quelle, welche Beachtung verdient. In diesem Zusammenhange ist die folgende Meldung an den „Daily Chronicle" von ihrem Korrespondenten in Athen bezeichnend:

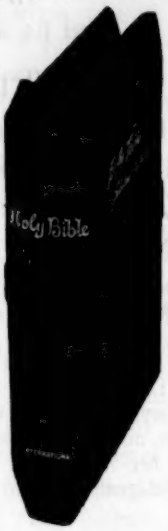
Der große Mangel an Munition in der Türkei muß die Regierungen von Deutschland und Oesterreich dazu führen, ernste Schritte zu unternehmen. Es ist schon berichtet worden, daß Sendungen von Kriegsmunition für die Türkei in Rumänien festgehalten worden sind. Die russische Zeitung „Rußko Slavo" sagt, daß die Regierungen der Zentralmächte eine Note an Rumänien über diese Frage vorbereiten, die eine Lebensfrage für österreichisch-deutsche Hoffnungen in der Türkei bilden. Nachfragen in diplomatischen Kreisen scheinen anzudeuten, daß diese Behauptung des „Rußko Slavo" richtig ist. Wie es heißt, soll die Note eine Form enthalten, welche einem Ultimatum nicht ungleich ist. Oesterreichisch-deutsche Truppen werden jetzt an der rumänischen Grenze zusammengezogen, um einen Druck auf die Regierung in Bukarest auszuüben, bevor die Note überreicht wird.

Die ganze Stellung der türkischen Armeen auf der Gallipoli Halbinsel steht auf dem Spiel. Wenn die Türkei nicht sofort beträchtliche Munitionsvorräte erhalten kann, wird ihr ganzer Widerstand binnen kurzem zusammenbrechen."

Washington, 2. August.

Die Weßlayan-Mission in Port au Prince wurde am Samstagabend von einem Mob angegriffen, um in Besitz eines Mörders zu gelangen, der hier Schutz gesucht hat.

Im übrigen herrscht in der Stadt Ruhe. Eine Majorität der Nationalversammlung wünscht Dartiguenore zum Präsidenten zu erwählen und ist deshalb mit der Revolutionspartei in Konflikt geraten.



Deutsche Lehrer Bibeln

Um den vielen Nachfragen nach einer schönen deutschen Lehrer-Bibel Genüge zu tun, ist eine neue Auflage dieser so beliebten Bibeln herausgegeben worden. Dieselben haben ähnliche Ausstattung wie die sogenannten englischen Oxford Bibeln. Der Druck ist groß, klar und leicht lesbar, das Papier guter Qualität, der Einband gefällig und dauerhaft. Parallelstellen. Größe 5¼ bei 8¼ Zoll.

Die einzige Deutsche Lehrer-Bibel

welche einen Anhang von Hilfsmitteln zum Bibelstudium enthält. Der Anhang besteht aus einer Konkordanz zur leichten Auffindung einer beliebigen Schriftstelle, sowie anderen Hilfsmitteln, verfaßt von hervorragenden Gelehrten undBibellehrern, nebst siebzehn kolorierten Karten. Hier wird deutschen Bibelforschern dasselbe geboten, was englische Leser in den englischen Lehrer-Bibeln finden. Ohne Apokryphen.

Das 1. Kapitel.
Christi Geschlechtsregister, Empfängniß, Name und Geburt.
(S. 1—17. Luc. 3, 23—38.)

1. Dies ist das Buch von der Geburt Jesu Christi, der da ist ein Sohn

13. Serubabel zeugete Abiud. Abiud zeugete Eliakim. Eliakim zeugete Asor.
14. Asor zeugete Zadok. Zadok zeugete Achim. Achim zeugete Eliud.
15. Eliud zeugete Eleasar. Eleasar zeu-

Die Probe zeigt die Größe der Schrift.

No. 121¼. Französisches Marokko, Rotgoldschnitt, biegsam, gerundete Ecken (siehe Abbildung oben). Katalog-Preis $3.60. Unser Preis **$2.45**

No. 122. Dieselbe Bibel in alger. Marokko Einband, Rotgoldschnitt, biegsam, gerundete Ecken, Leder auf der Innenseite des Einbandes.. Katalog-Preis $4.80. Unser Preis **$3.25**
Reis- (India-) Papier.

No. 132X. Franz. Marokko, Rotgoldschnitt, biegsam, gerundete Ecken, Leder auf der Innenseite des Einbandes. Katalog-Preis $6.00. Unser Preis **$4.15**

Diese Bibeln sind auch mit Patent-Index zu haben für 25 Cents extra.

Deutsches Testament mit Rotdruck

Größe 5¼ bei 7¼ Zoll.

No. 251. Leinen, runde Ecken, Rotschnitt. Handelspreis $0.90. Unser Preis .70

No. 255. Seal Grain Marokko, runde Ecken, Goldschnitt. Handelspreis $1.25. Unser Preis .90

No. 260. Seal Grain Marokko, mit Randklappen und gerundeten Ecken, Rot unter Goldschnittecken. Handelspreis $1.50. Unser Preis **$1.05**

MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

Kalifornia Honig

Eine 5-Gallone Kanne zu 60 Pfund kostet $4.00. Frisch, gut, reif. Wir haben immer Honig, zu jeder Zeit. Am besten bestelle man wenigstens zwei Kannen auf einmal, weil die Frachtkosten für 100 Pf. nicht mehr betragen als für 60. 2 Kannen kosten $7.00.

Bestelle an

L. SUDERMANN.
Reedley, Calif.

Eine Gelegenheit sondergleichen!

bietet sich unsern Deutschen auf dem

Miller & Lux Land

in Madera County, California

zwei Meilen von Berenda haben Mennoniten bereits

große Alfalfa Felder

und 2 Jahre alte Obst- und Weingärten, die schon tragen.

Das Land ist eben, der Grund sehr reich. Wasser flach, sehr gut und viel. Kartoffeln und alles Gemüse gedeiht gut. Die erste Einnahme gewährt

Vieh- Schweine- und Hühnerzucht.

Nur 125 Meilen vom Meer, wird es nicht so heiß wie 50 bis 100 Meilen weiter landeinwärts. Das Land wird sich schnell verkaufen, weil so nahe der Bahn, am State Highway und so **billig auf 10 Jahre Zeit. Preis nur $75.00 bis $115.00** der Acre. Ein Fünftel baar 6 Prozent Zinsen. Weltausstellungstickets bieten Gelegenheit, billig zu reisen. Man schreibe oder spreche bei mir vor.

Julius Siemens
1924 Fresno Street Fresno California.

Wieviel Dialekte sprechen die heutigen Juden?

Diese Frage beantwortet die jüdische Zeitschrift Hazzaman, indem sie auf den Dialektreichtum der Juden hinweist, die in der Regel sich dem Dialekt des Landes anpassen. In Polen, Rußland, Galizien und Rumänien herrscht der jüdisch-deutsche Jargon, das „Jiddisch"; im letzteren Lande sprechen einige Juden auch spanisch. In Saloniki wird ein aus Griechisch und Ebräisch gemischter Dialekt gesprochen, aber auch das Türkische. Die Karäer von Jerusalem und Konstantinopel sprechen arabisch, ebenso die Samaritaner von Palästina und die Juden von Yemen. Auch in Marokko herrscht das Arabische unter den Juden vor, ausgenommen die aus Spanien vertriebenen, die den jüdisch-spanischen Dialekt brauchen. Die Ebräer von Algerien sprechen die Sprache der Berber, die Fellahas von Abessinen das Amharische. Die Juden des Sudans sprechen arabisch, die Persischen bedienen sich eines besonderen Dialekts. Die verschiedenen Juden Indiens sprechen meistens das Amharische, die sie mit Sanskritbuchstaben schreiben. In Afghanistan sprechen sie arabisch. Die wenigen Juden in China sprechen chinesisch, während bei den Israeliten von Honkong u. Schanghai die Verkehrssprache bald arabisch, bald indisch ist; einige können auch gut englisch. In all diesen so verschiedenen Dialekten sind viele Ausdrücke, besonders solche, die Kultdinge bezeichnen, ebräischen Ursprungs.

Wollte Knochen aus dem Bein entfernen.

Nach Jahre langem Leiden an einem fließenden Geschwür wurde einer Dame in Hartford Conneticut mitgeteilt, daß die einzige Kur die Entfernung von acht Zoll Knochen sei. Sie weigerte sich und brauchte Allen's Ulcerine Salve, und sie heilte das Geschwür vollständig. (Name und Adresse auf Anfrage).

Allen's Ulcerine Salve ist eine der ältesten Arzneien in Amerika und ist seit 1869 bekannt als die einzige Salbe, kräftig genug, chronische Geschwüre und alte Wunden von langer Dauer zu erreichen. Weil sie so wirksam ist, heilt sie oft Brandwunden und Verbrühungen ohne Narben in kurzer Zeit.

Allen's Ulcerine Salve heilt von Grund auf und zieht die Gifte aus. Frische Wunden und Geschwüre heilt sie in einem Drittel der Zeit die gewöhnliche Salben und Liniments bedürfen.

Per Post, 55 Cents J. P. Allen Medicine Company, Dept. Bl., St. Paul, Minn.

Fast vierzig Jahre. „Ich werde jetzt alt." schreibt Herr Heinrich von Lindern, Bruning, Nebr., „und bin jetzt fast vierzig Jahre Agent für Forni's Alpenkräuter gewesen. Jeder in Bruning und Umgegend kennt Forni's Alpenkräuter und weiß, was für eine gute Medizin es ist. Es wäre mir nicht möglich, alle jene aufzuzählen, deren durch den Gebrauch derselben geholfen wurde."

Welche Genugtuung ist es doch für Agent und Fabrikant, zu wissen, daß das Heilmittel, welches sie den Leuten vorstellen, bestimmte Vorzüge enthält, die von den Leuten gewürdigt werden. Ein Büchlein mit der interessanten und bestätigten Geschichte der Entdeckung dieser berühmten Kräutermedizin vor über hundert Jahren, wird frei an jede Adresse versandt. Man schreibe an: Dr. Peter Fahrney & Sons Co., 19—25 So. Hoyne Ave., Chicago, Ill.

Die beste Erziehung ist jene, die einen festen, gesunden Grund zur Selbsterziehung legt.

Insekten vertreibende Pflanzen

sind häufig kein zu unterschätzendes Mittel, um Gemüsepflanzen vor den Verheerungen schädlicher Insekten zu schützen. Alle Pflanzen hauchen bekanntlich gasartige Stoffe aus, deren Geruch den Insekten angenehm oder widerlich ist. Zur letzteren Kategorie gehören besonders der Hanf und der Knoblauch. Versuche, wobei Hanfstauden hier und da zwischen ein Kohlfeld gepflanzt wurden, ergaben, daß daselbst Raupen nicht aufkamen. Knoblauch hat dieselbe Wirkung. Es dürfte sich lohnen, diese Versuche allerorts vorzunehmen, um festzustellen, ob sie überall von gleich günstiger Wirkung sind.

Das Ausschwitzen eines weißen Harzes an den Früchten von Pflaumen ist ein Uebelstand, der bei zu schattigem und feuchtem Stande der Bäume sehr häufig auftritt. Auch eine zu starke Düngung mit Stallmist oder anderen stickstoffreichen Düngemitteln kann die Ursache dieser Erscheinung sein. Es ist deshalb rathsam, öfters andere Stoffe, wie Holzasche, Kalk, Thomasmehl oder anderen Phosphordünger zu verwenden. Das Bestreuen des Bodens unter den Bäumen mit gemahlenem gebranntem Kalk und Einbringen desselben in die Erde, kann das Uebel noch am ehesten beseitigen.

Erzählung.

Christ und Jude.

Fortsetzung.

„Laßt mich mit Eurem Erzählen; so weit sind wir noch lange nicht. Laßt ihn nur wieder erst daheim sein," sagte der Schloßbauer seufzend, „oder laßt nur eine Nachricht von ihm kommen, wär's auch nur, daß der Balthasar ungefähr den Ort ausgekundschaftet hätte, wo man ihn hingebracht hat, — aber alles bleibt still einen Tag wie den andern, es muß einem der Mut entfallen."

„Nur getrost," sagte der Schäfer, „ein Stündlein bringt oft, was Jahre nicht bringen."

Die Pforte, die von außen in den Schloßhof führte, wurde rasch aufgestoßen und Adam trat ein.

„Eine Neuigkeit, Herr!" rief er, sobald er des Schloßbauern ansichtig wurde, „eine große Neuigkeit! Der Amtmann Zwiesel ist eben zum Dorf hereingeritten und wird morgen zu Euch aufs Schloß kommen."

„Der Amtmann?" sagte der Schloßbauer, sehr unangenehm von dieser Neuigkeit überrascht, „was führt den schon im Monat August hierher? — Doch ich kann mir's denken," sagte er nach einigen Augenblicken des Nachdenkens, „er hat gehört, daß der Isaak, den er fürchtet, nicht mehr hier ist, da kommt er, um dem Schloßbauern wieder die Daumschrauben anzusetzen."

„Nein, Herr," sagte der Knecht, „das einmal gewiß nicht! Es ist ein Wunder mit ihm vorgegangen ;er war freundlich wie ein Ohrwürmchen, trug mir seinen Gruß auf an alle Leute im Schloß und redete von Euch, als ob er Euer bester Freund wäre."

„Nun dann ist's wirklich so, wie ich fürchte," sagte der Schloßbauer. „Er macht's, wie unser alter Kater, wenn er die Maus gefangen hat. Der spielt erst noch mit ihr, dann giebt er ihr den Genickfang."

„Nein, Herr," sagte Adam, es kann nicht sein, laßt mich nur erzählen! Gerade, wie ich durchs Thor gehe, seh' ich schon von weitem einen Haufen Leute vor dem Hirschwirtshaus stehen mit abgezogenen Hüten, und wie ich nahe hinzukomme, steigt der Amtmann und sein Knecht, der Lorenz, vom Pferd. Ich will mich natürlich schnell vorbeidrücken, aber der Amtmann erkennt mich und ruft: „Ach, da ist ja mein alter Freund, der Adam, der kommt just wie gerufen, geh' herauf zu mir,, ich muß dir etwas auftragen." Ja, denk' ich, dürft' ich dir nur einmal zeigen, was ich für ein alter Freund von dir bin, gehe aber ihm nach, die Stiege hinauf. Da führt uns der Wirt in seine vornehme Stube, wo der weiße Schrank steht mit den gläsernen Löwen, und der Amtmann läßt eine Maß Wein bringen, stößt mit mir an und sagt: Da trink auf die Gesundheit deines Herrn, des Schloßbauern. Ja, sag' ich, auf die trink' ich, das ist ein geplagter Mann, aber ein rechtschaffener Mann, und wem's in der Welt am besten geht, dem der geplagt wird, oder dem der selber die Leute plagt, das wird sich zuletzt noch ausweisen. Merk's, Fuchs! dacht ich, trank das Glas aus bis auf den letzten Tropfen und stieß es herzhaft auf den Tisch.

„Er that aber, als merkte er den Stich gar nicht, sondern sagte: „Ganz recht, Adam! drum bin ich heute so guter Dinge, daß ich ihm fröhliche Nachricht zu bringen habe. Ich würde jetzt noch mit dir aufs Schloß reiten, aber es wird bald dunkel, und mein Gaul ist die steinigten Wege noch nicht gewöhnt! Morgen komm ich bei guter Zeit und bring ihm eine Nachricht. — Ich hab' mir's nicht nehmen lassen, selber den Botenlohn zu verdienen, obwohl mir nachgehends das Reiten schwer fällt; aber was tut man nicht um eines alten Freundes willen? der Schloßbauer und ich wir kennen uns schon gar lang!"

„Gewiß," sagte ich, „das kann ich bezeugen, und wenn's so ist, wie Ihr mir sagt, werdet Ihr willkommen sein." Und damit machte ich mich davon.

„Ja, Honig im Munde, Galle im Herzen," sagte der Schloßbauer, unruhig hin und her gehend. „O ich kann mir alles denken! Morgen wird er kommen und sagen: Schloßbauer, die Herrschaft meint, Ihr wäret jetzt alt geworden und müßtet anfangen Euch zu schonen. Sie hat darum den Hof einem andern übergeben und auf Martini mögt Ihr abziehen und Euch nach einem stillen Fleckchen umtun, wo Ihr Euer Alter in Ruh und Frieden verbringen könnt."

„Ei du gottloser Ahitophel!" sagte der Schäfer, „da sollte man ja ganz an der Menschheit verzweifeln."

„Laßt mich nur erst ausreden!" sagte Adam, „ich bin noch nicht fertig. Dahinter muß ich noch kommen, was der im Schilde führt, dachte ich und eilte sogleich die Stiege hinunter in die Wirtsstube, um den Lorenz bei seinem Schoppen aufzusuchen. Ihr wißt, wir sind Geschwisterkinder, und ich brauche bei dem kein Blatt vor den Mund zu nehmen."

„Lorenz," sag ich, „was hat der alte Spitzbube mit meinem Herrn vor?"

„Kann's nicht sagen," antwortete er lachend, „aber auf keinen Fall etwas Schlimmes. Gestern früh kam ein Brief von dem jungen Grafen aus Wien. Der Amtmann mußte sogleich zur Gräfin, um ihn zu lesen. Was darinnen stand, weiß ich nicht, aber gegen Abend kam er wie ein begossener Hund von ihr zurück und gebot mir heute mit dem frühesten zu satteln, denn wir müßten nach Wildenstein. Als ich ihm am Morgen sein Pferd vorgeführt hatte und wieder in den Stall zurückgegangen war, um meinen Braunen nachzuholen, hör ich die Gräfin vom Fenster herunter rufen: Zwiesel, ich bind's Euch noch einmal auf die Seele, stellt mir den Hollenstein zufrieden! Mein Herr Sohn versteht keinen Spaß, wenn er etwas befohlen hat, und ich will mir nicht noch einmal von ihm vorwerfen lassen, daß treue und ehrliche Unterthanen, die sich u mdie Familie verdient gemacht haben, in seiner Abwesenheit unterdrückt werden und ihre Kinder in die Fremde schicken müssen, um sie von den Türken fangen zu lassen. Richtet dem Manne meinen herzlichen Glückwunsch aus und laßt Euch nicht beikommen, eine Eurer alten Tücken zu üben. Schwarz auf weiß will ich's sehen, daß Ihr ihn ganz zufriedengestellt habt. Eine Klage von ihm und so gewiß mein Sohn lebt, Ihr kommt sofort von Amt und Brot! So hat sie gesagt. Er meint, ich hätte nichts davon gehört, weil ich noch im Stall war, aber ich habe jedes Wort verstanden und gemerkt, um dir's zu hinterbringen, denn wahrhaftig! ich hab' mich selber gefreut, daß sie dem Fuchs einmal hinter die Schliche kommen." „Nun, Schäfer?" schloß Adam seine Erzählung, „was sagt Ihr jetzt dazu, he?"

„Jetzt laß ich's gelten," sagte dieser befriedigt, „jetzt glaub' ich selbst, daß er einen andern Ton anstimmen wird. Sein Amt setzt er nicht aufs Spiel. Glück zu, Schloßbauer! Jetzt kommen doch einmal wieder die ehrlichen Leute oben auf. Das Rad hat sich endlich einmal gedreht, wie sich's schon lange hätte drehen sollen!"

„Freu' dich, Mann," sagte die Bäuerin, „und laß uns Gott dafür preisen. Es heißt doch nicht vergeblich: Wahrhaftiger Mund besteht ewiglich, aber die falsche Zunge besteht nicht lang! Gewiß jetzt kommen die guten alten Zeiten wieder."

„Zu spät, zu spät," sagte dieser traurig den Kopf senkend, „doch es wäre sündhaft, wenn man nicht auch jetzt noch es mit Dank gegen Gott annehmen würde."

Fortsetzung folgt.

Kropf Ich habe eine sichere positive Kur für Kropf oder dicken Hals (Goitre), hilft sofort und ist absolut harmlos. Auch in Herzleiden, Wassersucht, Verfettung, Nieren, Magen und Nervenleiden, allgemeine Schwäche, Hämorrhoiden u. Frauenkrankheiten, schreibe man um freien ärztlichen Rat an:

L. von Daacke, M. D.,
1622 N. California Ave., Chicago, Ill.

Welches System ist das bessere?

In Chicago, wo am Samstag die beinahe unbegreiflich grauenhafte Schiffskatastrophe stattfand, entwickelt man jetzt natürlich wieder den Eifer, an dem man es nie fehlen läßt, nachdem das Kind glücklich in den unbedeckten Brunnen gefallen ist. Let no guilty man escape! So schallt es wieder von allen Seiten. Mehrere Untersuchungen sind bereits im Gange. Alle Behörden, die nur irgendwie an der traurigen Angelegenheit interessiert sind, versichern, man könne sich darauf verlassen, daß sie die Schuldigen ausfindig machen und mit der ganzen Strenge des Gesetzes bestrafen würden. Wer naiv genug ist, das ernst zu nehmen, der sieht im Geiste bereits ein halbes Dutzend im Zuchthaus sitzen. Für den aber, der aus Erfahrung weiß, wie es gewöhnlich in solchen Fällen zugeht, liegt ein grimmiger Humor in diesen Versicherungen. Denn er kann sich keiner derartigen Katastrophe erinnern, in welcher die Schuldigen wirklich nach Gebühr bestraft worden wären. Den Opfern der Chicagoer Iroquois-Katastrophe ist bis auf den heutigen Tag noch kein Rächer erstanden. Für das schreckliche Slocum-Unglück hat man unter den verantwortlichen Persönlichkeiten eine ausgesucht und ins Zuchthaus geschickt, um sie nach ein paar Jahren wieder zu begnadigen. Hat der Schlendrian in unserem Eisenbahnwesen zu einem besonders schrecklichen Unglück geführt, so läßt man die Hauptschuldigen laufen und begnügt sich damit, einen armen Schlucker von Bremser oder Telegraphisten beim Wickel zu nehmen. Und wir würden ehrlich erstaunt sein, wenn es diesmal anders käme.

Staatsanwalt Hoyne von Chicago macht das Bundesbureau, dessen Aufgabe ist, die Schiffe zu inspizieren, für das Unglück verantwortlich. Der Hafeninspektor von Chicago soll bereits im August 1913, also vor zwei Jahren, an das erwähnte Bureau berichtet haben, daß der Dampfer „Eastland" untauglich sei für die Schiffahrt. Er soll sogar eine solche Katastrophe vorausgesagt haben. Trotzdem blieb der Dampfer im Betrieb. Ehe man ihn zum alten Eisen warf, sollte er seinen Eigentümern noch so viel Geld wie möglich einbringen. Und die verantwortlichen Behörden scheinen ihnen dabei keinen Stein in den Weg gelegt zu haben. Sie ließen es sogar geschehen, daß das bereits untauglich befundene Schiff zu Exkursionszwecken, also zur Beförderung von Tausenden von Menschen, benutzt wurde. Man hat also sicherlich ein Recht zu sagen, daß es sich hier wieder einmal um eine echt amerikanische Katastrophe handelte. Echt amerikanische Habgier und echt amerikanische Nachlässigkeit gingen Hand in Hand mit einander. Sogar das Zusammenwirken dieser beiden unheilvollen Faktoren muß als echt amerikanisch bezeichnet werden. In Deutschland wäre eine solche Katastrophe undenkbar. Das deutsche System, welches auf de mGedanken beruht, daß eine Behörde, der eine bestimmte Pflicht obliegt, diese Pflicht energisch, gründlich, gewissenhaft und rücksichtslos zu erfüllen hat, macht sie unmöglich. Dies System aber bildet einen Teil der deutschen Kultur, die heute Dutzende von böswilligen oder unwissenden Menschen als den Inbegriff aller Barbarei verschreien.

— Germania.

Blutbad auf Haiti.

Auf Veranlassung des Generals Oscar, dem Gouverneur von Port au Prince Haiti, eines Anhängers des Präsidenten Guillaume, wurden am Dienstag alle in die Hände der Regierung gefallenen politischen Gefangenen hingerichtet. Die zahl der Hingerichteten soll sich auf ein Hundert und sechzig belaufen. Unter den Opfern befindet sich auch General Orestes Zamor, ein früherer Präsident von Haiti, der im letzten Jahre aus dem Lande getrieben wurde, aber im Mai 1915 wieder zurückkehrte und in die Gefangenschaft geriet. Als die Bevölkerung von Port au Prince von der Massenhinrichtung erfuhr, brach ein Aufruhr aus.

Diese jetzt in Port au Prince ausgebrochene Revolution soll die größte in der Geschichte Haitis sein, und hat auch bereits das größte Aufsehen in Washington erregt. Es wird allgemein angenommen, daß Marinesoldaten in Port au Prince gelandet sind, da man glaubt, daß Admiral Caperton ein Kriegsschiff nach Port au Prince gesandt haben wird. Konteradmiral Caperton, der sich mit dem Kreuzer Washington und dem Hilfskreuzer Eagle bei Kap Haytien befindet, wurde vom Staatsdepartement aufgefordert, einen eingehenden Bericht über die Revolution sobald wie möglich einzuschicken.

Ein wütender Mob holte am Mittwoch den Präsidenten der Republik Haiti, Vilbrun Guillaume, aus dem Gebäude der französischen Gesandtschaft, wohin derselbe sich am Dienstag angesichts der neuen Revolution geflüchtet hatte, und erschoß ihn vor dem Gesandtschaftsgebäude.

Der amerikanische Kreuzer Washington, der 700 Matrosen und 100 Mann Marineinfanterie als Besatzung hat, ging am Dienstagabend von Cap Haytien nach Port-au-Prince ab, auf die Nachricht von der dort ausgebrochenen Revolution hin.

Eintracht hat große Macht.

Sichere Genesung für Kranke durch das wunderwirkende

Exanthematische Heilmittel

(auch Baunscheidtismus genannt.)

Erläuternde Zirkulare werden portofrei zugesandt. Nur einzig und allein echt zu haben von

John Linden,

Spezialarzt und alleiniger Verfertiger der einzig echten, reinen Exanthematischen Heilmittel.

Office und Residenz: 3808 Prospect Ave., S. E.

Letter-Drawer 396. **Cleveland, O.**

Man hüte sich vor Fälschungen und falscher Anpreisungen.

Magenkranke

Fort mit den Patentmedizinen!

Für 2c Stamp gebe ich Euch Auskunft über das beste deutsche Magenhausmittel, besser und billiger als alle Patentmedizinen. Hunderte von Kranken wurden schon geheilt durch dieses einfache Mittel.

RUDOLPH LANDIS
Evanston, O., Dept. 621.

Magen-Kranke

Fort mit der Patent-Medizin!

Gegen 2-Cent-Stamp gebe ich Euch Auskunft über das beste deutsche Magen-Hausmittel, besser und billiger als alle Patentmedizinen.

Rev. Johannes Glaesser, Dept. 30, Milwaukee, Wis.